L.eleg.g.
169

L. eleg. g. 12 109

Comparavit Joannes Bapti-
sta Schrimenaester cIↄIↄCCLXVI.

Gensiken

~~Vid. Miss. Düll. p. 201~~

<36641574870018

<36641574870018

Bayer. Staatsbibliothek

Gedanken über das Natürliche und Unnatürliche in der menschlichen Denkungsart, Reden und Handlungen

von

M. Johann Friedrich Gensiken,

Pfarrern in Frauenhayn, unter der Haynischen Inspektion.

Dresden,

In der Gröllischen Buchhandlung. 1765.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

Sr. Excellenz,

den

Chur-Fürstl. Sächsischen Ober-Küchen-meister und Geheimden Rath,

Freyherrn

Christoph Wilhelm von Kessel,

Erb-Lehn-und Gerichtsherrn auf Raacke und Neuhof ꝛc.

Meinen Gnädigen Herrn.

Hochgebohrner Freyherr!
Gnädiger Herr!

Bayerische Staats-Bibliothek München

Ich nehme mir die Freyheit, Ew. Hoch-Freyherrl. Excellenz gegenwärtige Schrift zuzueignen. Verschiedene Rücksichten entschuldigen in mir dieses Unternehmen, und ich wünsche nichts so eifrig, als daß sie in Deroselben durchdringenden Augen gültig seyn

mögen. Ew. Excellenz haben mir die Gnade erwiesen, und mir seit zehen Jahren und drüber die Ehre eines freyen Zutritts zu Ihnen zugestanden. Es würde mir leicht seyn, ohne die Sprache des Schmeichlers zu reden, alles das nach der Reihe zu erzählen, was ich in der Zeit heimlich angemerkt hätte, wie eifrig nehmlich sich Dieselben den Dienst der höchsten Landes-Herrschaft und die Wohlfahrt des Ganzen angelegen seyn liessen. Es ist aber dieses in Sachsen eine so bekannte Sache, daß derselben Er-

wäh-

wähnung in einer Zuschrift übel angebracht seyn würde. Ich bleibe also in meinem Fache, und kann nicht umhin, öffentlich zu gestehen, daß **Ew. Hoch-Freyherrl. Excellenz** durch alle Gedanken und Handlungen zu erkennen geben, wie **Dieselben** wünschen, daß die Menschen gesetzter, in ihrer Denkungsart natürlicher, in den Wissenschaften nicht so weitläuftig, sondern nützlicher, in ihren Verrichtungen ordentlicher, und in ihren Handlungen ehrlicher werden möchten. Das ist der Haupt-Charakter,

das ist der Plan, (vergeben Sie mir, daß ich so frey davon rede,) den ich aus Dero Bezeigen, Worten, und in der Wahl Ihrer Bücher angemerkt habe. Ew. Excellenz lieben das Schöne, und haben Geschmack daran, es sey in der Mahlerey, Dichtkunst oder andern Wissenschaften.

Nur gefällt Ihnen die gewöhnliche Prahlerey und das daraus entstehende gelehrte Gezänke nicht. Und das ist ein Punkt, der keinem Vernünftigen gefällt. Dieselben

den wünschen also, daß das Nützliche in den Wissenschaften so gemein gemacht würde, daß ein jeder, der sich auch nicht öffentlich darzu bekennet, Nutzen und hinlänglichen Unterricht davon haben könnte. Da nun meine Absicht in gegenwärtiger Schrift dahinaus gehet, so glaube ich, das kühne Unternehmen, sie Ew. Excellenz zuzuschreiben, einigermaaßen dadurch zu rechtfertigen.

Ich handle in derselben ins besondere das

natürlich Schöne in den Wissenschaften ab. Ew. Excellenz werden also ein Haupt-Capitul vermissen, das ist die Mahlerey und Zeichnung, von der Dieselben ein so grosser Kenner sind, und welches eigentlich auch hieher gehöret hätte. Allein zu geschweigen, daß wir davon bereits die schönsten Abhandlungen haben, wollte ich mich nicht in ein Fach wagen, worinnen meine Kenntniß nicht hinlänglich ist; und eine bloße Uebersetzung zu liefern, schien mir auch überflüßig zu seyn. Ich halte aber davor, die mehresten natür-

lichen

lichen Grundsätze, die in der Dichtkunst wahr sind, werden auch in der Mahlerey und Tonkunst gelten.

Meine vornehmste Bitte gehet dahin, daß Ew. Excellenz diese meine Freyheit mit gnädigen Augen ansehen, und mich fernerhin Deroselben Gnädigen Aufmerksamkeit würdigen wollen. Der Höchste erhalte Deroselben schätzbares Leben und Gesundheit, und befördere durch dieselbe so viel Gutes, als Menschen zu thun möglich ist.

Ich

Ich empfehle mich zu fernerer Hohen Gnade, und bin mit vollkommenster Ehrfurcht

Ew. Hoch-Freyherrl. Excellenz

Frauenhayn,
den 6ten Hornung
1765.

zu Gebet und Pflichten unterthänigst
verbundener Knecht,

M. Johann Friedrich Gensiken.

Vor-

Vorbericht.

Man findet so viel Critiken über die Werke des Geschmacks, die einander vielmahls zu widersprechen scheinen, und das vermuthlich daher, weil der Geschmack so verschieden ist. In dieser Betrachtung fiel ich darauf, ob es nicht mög-

möglich sey, einen allgemeinen Grundsatz anzunehmen, um daraus das Vornehmste in diesem Fache zu beurtheilen. Ich stellte mir vor, daß das Schöne nur alsdenn das sey, was es seyn soll, wenn es der Natur gemäß ist, ohngeachtet das Natürliche noch nicht das Schöne allein ausmacht; und das Abgeschmackte bestehe in dem Gegentheile. Ein Mensch kann im Denken, Reden und Handlungen beydes verrathen.

Als ich die Sache durchgedacht hatte, setzte ich mir vor, meine Gedanken aufzusetzen, und schmeichelte mir, daß diese Arbeit nicht ganz ohne Nutzen seyn würde. Ich ward darinnen bestärkt, als ich wahrnahm, daß ein paar mora-

lische

lische Arbeiten, die ich bereits heraus gegeben, Liebhaber gefunden hatten, so, daß mich mein Herr Verleger ersuchte, darinnen fortzufahren. Ich habe also in dieser Schrift die vornehmsten Denkungs- und Redegeschäfte, wie auch die Handlungen der Menschen, untersucht, in wie weit sie natürlich und schön sind, oder nicht. Meine Absicht dabey ist, nicht allein die Menschen auf ihre Pflicht zu weisen, sondern auch die Vortheile zu zeigen, die wir davon haben, wenn wir unserer natürlichen Anlage nachgehen; und auf der andern Seite die Verlegenheit zu beschreiben, in welche wir gerathen, wenn wir wider die Natur arbeiten. Ich suchte solches aus der Natur der Sache selbst, und aus den besten

Werken der Alten und Neuern zu erläutern.

Es war unmöglich, alle Denkungsarten, Redegeschäfte und Handlungen der Menschen durchzugehen. Ich erwählte also das Denken und Schreiben überhaupt, und in den schönen Wissenschaften die Dicht- und Redekunst. Diese sind mein Gegenstand. Diese Betrachtung leitete mich auf die Abhandlung, welches die Methode zu studiren sey, die der Natur am gemäßesten wäre. Hierbey sahe ich ein, daß man in allen dem ohngeachtet schlecht fortkommen würde, wenn man nicht seine natürliche Anlage oder sein Genie kennen lernte. In dieser

Rücksicht habe ich von beyden Punkten besonders gehandelt. Die Handlungen der Menschen verdienten auch eine besondere Betrachtung, und endlich beschloß ich die ganze Schrift mit den Ursachen, woher unsere natürliche und unnatürliche Art zu denken, zu reden und zu handeln entstehet. Das ist der ganze Innhalt der gegenwärtigen Schrift. Die Ueberschrift scheint etwas dunkel zu seyn. Das Wort unnatürlich würde deutlicher gewesen seyn, wenn ich es mit nichtnatürlich gegeben hätte; allein das letztere klingt gezwungen, und so blieb ich bey dem erstern. Die erste Abhandlung wird den Leser unterrichten, was ich darunter verstehe.

Ich habe in den Beweisen vielmahls bekannte und leichte Dinge gesagt. Weil ich aber alles aus der Natur der Sache selbst herleitete, so mußte ich die Beweise, der Natur gemäß, von der leichtesten und natürlichsten Seite hernehmen. Ich habe hierbey nicht die geringste Gelegenheit gehabt, etwas Fremdes zu brauchen, ausgenommen, daß ich nicht vermeiden konnte, da ich vom Briefschreiben handelte, einige Reguln von dem Herrn Prof. Gellert zu entlehnen, weil sie der Natur so gemäß seyn, daß man darauf fallen muß, wenn man natürlich denkt. Die Gelegenheit zum Denken habe ich mehr den alten als neuern Schriftstellern zu danken.

Einige neue Schriftsteller, die wegen der Religion und Sitten verdächtig sind, aber den Ruf des Geschmacks vor sich haben, habe ich nach meiner Absicht erwähnen müssen. Man wird mir es vergeben; da ich die Religion über alles schätze, und jene Schriftsteller auf der Seite des Geschmacks billige, auf der Seite der Religion aber verabscheue. Unglücks genung! daß Menschen ihr vorzügliches Talent nicht besser zur Ehre GOttes anwenden!

Die ganze Schrift ist philosophisch abgehandelt. Ich nehme die Sache, wie sie ist, und nicht, wie sie seyn sollte; derowegen habe ich wenig theologisch-

moralische Anmerkungen gemacht, auch nicht das Sündliche in unsern unnatürlichen Handlungen gezeigt, wie ich es leicht thun konnte, denn es war wider die Gränzen meiner Absicht, und gehöret eigentlich in die geistliche Moral. Bin ich vielleicht nicht systematisch genung, so wird mich der Titul rechtfertigen, daß es nur Gedanken seyn. Hiernächst war die Kürze mein Augenmerk, die ich selbst in der Abhandlung als ein Mittel angegeben habe, natürlich zu handeln, sonst würde mir es leicht gewesen seyn, meine Sätze mit mehrerern Exempeln aus alten und neuen Schriftstellern zu erläutern. Schriften, die zu weitläuftig sind, ermüden den Leser, und machen, daß man

bey

bey Neben-Dingen die Haupt-Sache verliert.

Ich glaube nicht, daß ein Geistlicher wider seinen Beruf handelt, wenn er Nebenstunden auf ein Fach wendet, das unmittelbar nicht zu seiner Sphäre gehöret, aber mittelbar sie erleichtert. Es ist dieses bey Ermangelung des Umgangs eine Art von Schadloshaltung, und doch nicht ohne Nutzen und Vergnügen. Wenn ich mir also nicht zu viel schmeichele, so wollte ich wünschen, daß diese kleine Schrift, bey der Erziehung der Jugend, und besonders derjenigen, einen Nutzen haben möchte, die nicht Gelegenheit, vom Studiren Profeßion zu ma-

machen, und doch natürliche Anlage genung, haben, das Schöne und Nützliche kennen zu lernen.

Noch eins fällt mir ein. Bey Betrachtung des Natürlichen und Unnatürlichen an den Rednern habe ich mancherley Anmerkungen über die geistliche Redekunst gemacht. Ich traue einem vernünftigen Leser zu, daß er mir es nicht, da mich mein Beruf selbst zum Redegeschäfte verbindet, als einen heimlichen Stolz auslegt. Denn es ist ja möglich, etwas einzusehen, und doch selbst nicht besser machen zu können, Fehler zu bemerken, und selbst darein zu fallen. Haben wir nicht gute Baumeister, die,

wenn sie selbst mauern sollen, kaum einen Stein auf den andern zu setzen wissen? Ich will also die Stelle des Horaz auf mich anwenden, doch auch die Anwendung der erstern Worte auf mich verbitten:

Ergo fungar vice cotis, acutum
Reddere quae ferrum valet, exsors ipsa secandi.

Innhalt.

1) Von der natürlichen und unnatürlichen Denkungsart überhaupt. = S. 3
2) Von dem Natürlichen und Unnatürlichen im Schreiben. = = S. 18
3) Von dem Natürlichen und Unnatürlichen an den Rednern. = S. 50
4) Von dem Natürlichen und Unnatürlichen bey den Dichtern. = S. 82
5) Von der natürlichsten Methode zu studiren. = = S. 96
6) Von der Art und Weise, sein Genie kennen zu lernen. = S. 118
7) Von dem Natürlichen und Unnatürlichen in den Sitten. = S. 133
8) Von den Ursachen des Natürlichen und Unnatürlichen in der menschlichen Denkungsart, Reden und Handlungen. = = S. 157

Gedan=

Gedanken

über das

Natürliche und Unnatürliche

in der

menschlichen Denkungs-Art, Reden und Handlungen.

I.

Von der natürlichen und unnatürlichen Denkungs-Art überhaupt.

BOILEAU.

Le faux est toujours fade, ennuyeux, languissant;
Mais la Nature est vraie, & d'abord on la sent.
C'est elle seule en tout, qu'on admire, & qu'on aime.

Wenn wir den Menschen in seinen Handlungen betrachten, so finden wir so viel Zweydeutiges und Gezwungenes an demselben, daß wir zweifelhaft werden, ob er das würklich sey, was er seyn soll, oder ob er es nicht sey. Die an sich vernünftige Einschränkung nach den Gesetzen, und nach dem

so genannten Wohlstande, macht ihn vielmahls unkenntlich. Es ist zwar diese Einschränkung nöthig, wenn sie nur nicht auf den Abweg leitete, unnatürlich zu werden. Wir gewöhnen uns dadurch nach und nach, anders zu denken, anders zu reden, anders zu handeln, als unsere natürliche Anlage es verlangt, und ersticken gleichsam dadurch die ersten Funken unsers eigentlichen Feuers, wir hemmen die ersten Triebfedern unserer Handlungen, die viel vollkommener ausfallen würden, wenn wir denselben zu Hülfe kämen, und unsere Kunst nicht auf die Zernichtung der Natur baueten. Die köstlichste Arzney wird in der Hand eines ungeschickten Arztes zum Gifte, wenn er der Natur des Kranken nicht zu statten kömmt, und ihr mehr folget, als wider sie arbeitet. Was in der Naturlehre wahr ist, findet auch in der Sittenlehre statt. Es würde es mancher zur Vollkommenheit bringen, wenn er untersuchte, zu was er von Natur eine Anlage hätte, oder nicht.

Es verstehet sich von selbst, daß ich hier nicht die Ausschweifungen der sündlichen Natur empfehle, die allerdings unterdrückt und gebessert werden müssen. Meine Gedanken gehen nur auf die natürlichen Fähigkeiten der Menschen, und auf den rechten Gebrauch und Anwendung derselben, die uns in unsrer Denkungs-Art viel geschickter, und in unsern Handlungen angenehmer, ich möchte fast sagen, auch ehrlicher, machen würden. Wir würden, sage ich, dadurch viel geschickter in den Wissenschaften, viel entschlossener in unserm Vornehmen, und zwar mit weniger Mühe werden, in dem Umgange mit andern würden wir uns mehr Vertrauen und mehr Beyfall erwerben.

Ich habe lange nachgedacht, was man eigentlich natürlich und unnatürlich nennen könne, und bin endlich darauf gekommen, daß das natürlich sey, was dem Wesen und Eigenschaften eines Menschen, oder einer Sache, gemäß ist. Unnatürlich werden wir also, wenn wir denken und etwas thun, was

wider unsere Eigenschaften läuft, oder auch mit dem Vorwurf, mit dem wir uns beschäftigen, nichts gleiches hat, auch wohl gar mit dem vorgestellten Endzweck streitet. Wenn die Naturkündiger sagen, es sey etwas der Natur eines Cörpers gemäß, so verstehen sie dadurch, daß es aus den Bewegungen erfolgen könne, die ein Cörper haben kan. Nun wollen wir diese Beschreibung auf das Sittliche in dem Menschen anwenden, so ist das Natürliche an ihm, wenn er also denkt, redet und handelt, wie es die Bewegungen erfordern, die seine Seele haben kan: auch dieses ist noch nicht hinlänglich, sondern er muß auch also denken, reden und handeln, wie es sein Endzweck, und die Sache, die er vor sich hat, erfordert.

Ich will dieses durch Exempel, die gleich in die Augen fallen, erläutern. Ein erlangtes, oder nur anscheinendes Glück setzt mich in eine Art von Freude, mein Herz wird dadurch bewegt; so ist es mir natürlich, die Freude meines Herzens also an den Tag zu

geben,

geben, wie sie das Herz empfindet. Gesetzt, es halten mich Absichten zurück, meine Freude also zu erklären, wie sie das Herz empfindet, so wird die Erklärung darüber unnatürlich werden. Ferner, es stößet mir eine Sache vor, welche nach den Gesetzen der Natur einen traurigen Eindruck in meiner Seele machen muß, ich empfinde aber diese Traurigkeit nicht also, wie sie ein jeder anderer empfindet, oder verberge sie aus Absichten, so denke ich über diesen Vorfall unnatürlich; und wenn ich mich gegen andere darüber erkläre, so werde ich auch unnatürlich reden. Gesetzt, ich habe die natürliche Anlage, alles geschwind zu fassen, zu sagen und auszurichten; wie unnatürlich werde ich da werden, wenn mich Absichten verbinden, den Langsamen zu machen. Mein Endzweck ist, den Traurigen aufzurichten, so werde ich diesen Endzweck nicht erreichen, wenn ich nicht die Natur seiner Traurigkeit mir eigen mache, und sie mir also vorstelle, wie er sich dieselbe vorstellen kan. Eben so werde ich unnatürlich

lich werden, wenn ich nicht von dem Vorwurf selbst, den ich vor mir habe, seiner Natur und Eigenschaften gemäß denke.

Es ist dem Menschen natürlich, daß er empfindlich ist, unangenehme Dinge verabscheuet, das, was seinen Zustand vollkommen macht, oder an sich was vollkommenes hat, liebt und hochschätzet, das Gegentheil davon hasset, nach einem eingebildeten Guthe Verlangen trägt, bey zu vermuthender Gefahr furchtsam ist, unerschrocken und muthig wird, wenn er diese Gefahr nicht siehet. Wie unnatürlich wird er werden, wenn er das Unangenehme als angenehm, das Unvollkommene als vollkommen, das Gute vor böse hält, das Traurige als etwas Fröliches betrachtet, das Nützliche als schädlich ansiehet, das Hohe vor gering und niedrig schätzet, und so auch umgekehrt. Es bleibt also die Regul fest gestellt, wir werden unnatürlich, wenn wir uns von den Dingen falsche Begriffe machen, oder welches einerley ist, sie nicht vor das halten, was sie würklich seyn. Die Natur

er=

erfordert, daß unsere Denkungs-Art mit den Dingen, über welche wir denken, parallel sey.

Das andere, was wir in Ansehung des Natürlichen und Unnatürlichen zu untersuchen haben, ist die Bestimmung und Vorstellung des Vorwurfs nach seiner Natur; eine Sache, die das wahre Schöne in allen Künsten ausmacht, und den Werth des Künstlers bestimmt. Es hat dieselbe einen Einfluß in alle Künste, sie trift den Mahler, Bildhauer, Poeten, Redner, ja sie geht so gar bis auf den Schneider und Frißirer. Hier wird das unnatürlich, was mit dem Objekt, das gemahlt, ausgehauen, besungen, beschrieben, gekleidet und gezieret werden soll, nicht überein kömmt. Des Künstlers Vorzug zeigt sich hier. Er ist um so viel größer, je näher er der Natur kömmt. Die richtige Vorstellung seines Objekts macht hier das Hauptwerk aus, die Auszierung bleibt ein Nebenwerk, welches nur macht, daß das Natürliche mehr in die Augen fällt.

Der Mahler kan die Zeichnung und die Farben, Licht und Schatten verstehen, und doch unnatürlich werden, wenn er nicht eine genaue Einsicht in die natürliche Zergliederung und Eigenschaften seines Vorwurfs hat. Ein Kunstverständiger wird bald den Fehler entdecken, und der guten Geschmack hat, wird, wenn er auch die Reguln nicht verstehet, merken, daß etwas fehlet, ob er gleich nicht weiß, wo es fehlet. Die schönste Geschichte verlieret, wenn sie der Künstler unnatürlich vorstellet. Man schläft über Poeten ein, die den prächtigsten Vorwurf mit den ausgesuchtesten Ausdrücken besingen, blos deswegen, weil sie die Natur nicht treffen; und wird nicht müde, andere zu lesen, die in leichten Ausdrücken natürlich seyn. Redner geben sich Mühe, und bewegen nicht, einzeln betrachtet, ist alles schön, im Gantzen verlieret es. Andere verrathen keine Kunst, und erlangen den Endzweck, weil sie der Natur folgen. Der Schneider kan den zierlichsten Leib, und der Frisirer den schönsten Kopf

durch

durch Kunst verstellen, wenn er das Verhältniß nicht kennet. Das alles soll nur so viel beweisen, daß wir unnatürlich werden, so bald wir unsern Vorwurf verkennen.

Es ist der Natur gemäß, den kürzesten und leichtesten Weg zu Erlangung unsers Endzwecks zu gehen: Die Mittel sind am natürlichsten, welche am leichtesten sind. Je mehr wir ausschweifen, desto mehr entfernen wir uns von der Natur. Ein Fluß lauft eine gerade Linie, wenn er nicht durch Hindernisse in Krümmen gleichsam gezwungen wird. Die Werke des Witzes und Geistes sind wohl die besten, welche nicht ein mühsamer Fleiß hat ausschwitzen müssen. Man siehet gar bald, was die Natur hervorgebracht, und was die Kunst mühsam erzwungen hat. Man sagt: Poeten werden gebohren, das ist, sie müssen von Natur eine Anlage zur Dichtkunst haben. Ich glaube, daß nicht nur die Dichter diese Anlage erhalten müssen, sondern auch ein jeder anderer, der in seinem Fache eine gewisse Geschicklich-

keit

keit erlangen will. Die Kunst verschaft uns weiter nichts, als den Stof, unsere natürliche Geschicklichkeit zu entwickeln, und die Fehler zu vermeiden; sie giebt uns Reguln, unsere Fähigkeiten in Ordnung zu bringen. Schon lange hat die Welt den Wahn verlassen, daß man durch Silbenmessen ein Dichter, und durch Chrienmachen ein Redner wird. Hat man doch Mahler, die ziemlich geschickt sind, und doch niemahls bey einem Meister gelernet haben, und handwerksmäßig gelernte übertreffen. Die Kunst kömmt nur der Natur zu statten. Sie sammlet Begriffe und Reguln, um der Natur den Lauf leichter zu machen. Wir werden also unnatürlich, wenn wir nicht die kürzesten und leichtesten Mittel erwählen, die uns gleichsam unsre angebohrne Denkungs-Art an die Hand giebt. Wir können gleich schlüssen, daß wir zu einer Sache nicht gebohren seyn, es auch nicht weit darinnen bringen werden, wenn sie uns sauer wird.

Die Natur giebt selbst äußerliche Kennzeichen an, worzu sie aufgelegt sey, das ist die Lust, die wir zu dieser oder jener Sache besonders haben, die Lust, sage ich, das vorzügliche Vergnügen an etwas, das uns selten betrügt, wenn wir es zum Wegweiser erwählen. Man wird solches an Kindern gewahr, die mehrentheils einen vorzüglichen Trieb zu etwas verrathen. Dieses zur Tonkunst, ein anders zum Zeichnen, und so ferner. Ich habe einen Menschen gekannt, der von Natur blöde war. Sein vernünftiger Vater, einer der größten Tonkünstler zu seiner Zeit, gab mit Fleiß auf ihn Achtung, ob er nicht an einer Sache ein vorzügliches Vergnügen hätte, und fand endlich, daß dieser junge Mensch, der bereits das zwanzigste Jahr zurück gelegt hatte, gerne schnitzte, und sich mit dem Messer allerhand Figuren von Holz machte; er fiel also darauf, ihn etwas lernen zu lassen, in welchem er seinem Triebe Gnüge leisten könnte. Die Bildhauerkunst erforderte zu viel Nachdenken, er ward also

ein

ein Formenschneider, die zu Cattun und Druckerey gebraucht werden, und, wie ich erfahren habe, soll er es zu einer ziemlichen Vollkommenheit darinnen gebracht haben. Wenn wir diesen äußerlichen Kennzeichen der Natur allzeit folgten, und uns nicht der Eigensinn oder Vorurtheile davon abhielten, so würden wir vielmahls unsere Absicht bey der Erziehung der Kinder besser erreichen. Wer natürlich denkt, redet und handelt, weiß einen guten Unterschied der Zeit, des Orts und der Umstände zu machen. Ein Gedanke kan an und vor sich gut seyn, er wird aber zur unrechten Zeit und am unrechten Orte angebracht, so verlieret er das Schöne, ja er wird oftmahls eckelhaft. Die Natur verlangt, sich allemahl gleich zu seyn, und ein beobachtetes Verhältniß in allen Dingen ist dasjenige, was uns am meisten hinreisset, das Schöne zu empfinden. Ein Bildhauer kan ein Meisterstück von einem Kopfe machen, einen Rumpf, der, einzeln betrachtet, seines gleichen nicht hat, und so auch die übrigen Theile ei-

nes Stücks, er versiehet es aber im Verhältnisse, so ist, einzeln betrachtet, alles schön, im Ganzen alles fehlerhaft. Der Redner kan auserlesene Worte brauchen, zusammen gesetzt machen sie einen schlechten Perioden aus. Auch die Perioden, einzeln betrachtet, können gut seyn, und die Rede im Ganzen ist matt, weil er sich nicht gleich bleibt. Der Zuhörer, der Geschmack hat, spricht gemeiniglich alsdenn: Es ist wahr, es ist alles schön, aber ich weiß es nicht, es fehlet doch etwas. Diesen Gedanken werde ich hernach zu entwickeln mehrere Gelegenheit haben. Es ist bey dieser Unähnlichkeit immer, als wenn halb unsere eigene Seele, und halb die Seele unsers Lehrmeisters dächte.

Die ganze Natur verabscheuet den Zwang. Ich wundere mich, woher es kömmt, daß der Mensch, das Vornehmste in der Natur, ganz allein sich beeyfert, unnatürlich zu denken, und unnatürlich zu handeln. Er muß sich doch zu wenig zutrauen, oder mit seinem Wesen nicht zufrieden seyn. Vielleicht ist bey-

des nicht schuld daran, und alles Unnatürliche kömmt nur daher, weil er sich zu wenig kennt. Wenn wir unsere natürlichen Fähigkeiten und Unfähigkeiten recht kennten, so würden wir erstere mit allem Fleiß ausarbeiten, letztere aber würden uns abhalten, Dinge vorzunehmen, zu denen wir nicht geschickt sind. Ich will denen das Wort nicht reden, welche alles blos der Natur überlassen, und nichts durch Kunst zu bessern suchen. Ein Acker, wenn er auch von Natur noch so fruchtbar ist, bringt, wenn er nicht gehörig bearbeitet wird, nichts als Unkraut hervor. Aber ein kluger Ackersmann weiß die Natur seines Feldes wohl zu unterscheiden, zu was vor einer Art von Früchten es am geschicktesten sey, und wenn er diese kennt, so braucht er den halben Fleiß nur, und seine Mühe wird reichlich belohnet. Der menschliche Verstand erfordert allerdings eine Bearbeitung und einen Saamen; wie wohl fahren wir, wenn wir die rechte Art des Saamens treffen, wie leicht wird da die Bearbeitung von statten

gehen.

gehen. Natur und Kunst setzen sich gleichsam einerley Ziel vor. Beyde gehen nach demselben. Eines ohne das andere wird es niemahls zu einer gewissen Vollkommenheit bringen. Die Natur wird ohne Kunst viel Unnützes hervorbringen, die Kunst wird ohne Natur vergebens arbeiten. Es fällt mir hierbey ein, was Horaz sagt:

Natura fieret laudabile carmen, an arte,
Quaesitum est. Ego nec studium sine diuite vena,
Nec rude quid prosit video ingenium. Alterius sic
Altera poscit opem res, & conjurat amicè.

II.
Das Natürliche und Unnatürliche im Schreiben.

Owen.

Rerum regina est ratio, naturaque mater:
Nam natura parit res, ratioque regit.

Es wird manchem unerhört sauer, seine Gedanken aufzusetzen. Auch Kleinigkeiten setzen ihn in Verlegenheit. Bringt er es endlich ja mit vieler Mühe dahin, so gefällt es nicht, oder, wie man sonst spricht: Es ist kein Geschmack darinnen. An Büchern und Schriften fehlt es wohl endlich nicht, aber die guten gegen die schlechten gerechnet, werden sich verhalten, wie eins gegen hundert. Selbst das Alterthum weiß nur einige gute Redner und Poeten aufzuweisen, ob es gleich an Schriftstellern nicht gemangelt hat. Sollte es den übrigen an Wissenschaft und Begriffen gefehlet haben? Nein, es fehlete an der natürlichen Anlage.

Man

Man höret in den Critiken nichts so oft, als die Klagen über den Mangel des Geschmacks. Dieser und jener Schriftsteller, Dichter, Redner, Verfasser von Briefen, soll keinen Geschmack haben. Man spricht, man widerspricht, man kömmt vielmahls darüber in einen lächerlichen Wortwechsel, und dem Leser wird es schwer, zu errathen, wer recht oder unrecht habe, wenigstens fället ihm die Möglichkeit ein, daß er vielleicht selbst keinen Geschmack in der Beurtheilung der Schriftsteller haben könne. Bey einem so unbestimmten Begriffe läßt sich allemahl eine Furcht des Gegentheils denken.

Voltaire, der den Ruf vor sich hat, daß er mit Geschmack geschrieben, den man aber dem ohngeachtet mit Behutsamkeit lesen muß, und aus diesem Gesichtspunkte jungen und ungesetzten Leuten gar nicht in die Hände geben sollte. Voltaire, sage ich, hat eine besondre Abhandlung vom Geschmacke geschrieben, welche er den Tempel des Geschmacks überschreibet. Wer dieses Stück das er-

stere mahl zu Gesichte bekömmt, der freuet sich darüber, in der Hofnung, einmahl einen gesetzten Begriff von dem Geschmack und wahrem Schönen zu bekommen, zumahl da kein Gelehrter, der Geschmack und schöne Wissenschaften besitzet, ihm diese Denkungs-Art absprechen kann. Er spricht im Anfange vielen den Geschmack ab, als dem Dacier, Saumaise, Scuderi, Pradon, Chapelain, Rousseau und andern, nicht nur Schriftstellern und Poeten, sondern auch Künstlern. Endlich gestehet er einigen den Geschmack zu, nachdem er hier und da noch etwas an ihnen getadelt, und beschlüsset die ganze Abhandlung, indem er den Geschmack redend einführet, folgender maßen:

Il n'est que le fils de l'art
Moi, je le suis de la nature.

Ich finde hier keine eigentliche Beschreibung des Geschmacks, als nur diese Eigenschaft, daß derselbe ein Kind der Natur sey. Ich werde also in meiner Meynung bestärkt,

daß

daß sich von dem Geschmacke nichts eigentliches bestimmen lasse; daß wir aber doch um so viel näher der allgemeinen Empfindung des Schönen kommen, je mehr wir natürlich denken, reden und schreiben. Es folget hieraus, daß mancher deswegen so viel Schwierigkeiten in Aufsetzung seiner Gedanken findet, weil er nicht natürlich denkt. Es ist demjenigen, dem die Natur günstig ist, leicht, eine Sache also anzusehen, wie sie in der That ist, oder, wie sie sich der menschliche Verstand, der von Vorurtheilen gereinigt ist, vorstellt. Er kennet diese Sache nach ihrer Verbindung, er übersiehet ihre Umstände, es mischet sich gleichsam, bey Betrachtung derselben, nichts fremdes oder falsches ein. Diese deutliche Kenntniß flößet ihm die deutlichsten Merkmaale und Worte ein, seine Begriffe einem andern mitzutheilen; da es hergegen eine überaus schwere Arbeit, und eine sich immer widersprechende Bemühung ist, etwas, das unserer Natur nicht eigen, und unserer Empfindung nicht deutlich ist, ordentlich und ange-

angenehm vorzutragen. Wir nehmen Zuflucht zu der Kunst, wir fangen an nachzuahmen, wir kommen in fremde und übelverstandene Fächer, und diese vermeynte Kunst macht uns andern undeutlich, und uns selbst verdächtig und widersprechend. Ich will einmahl eine Probe von dem Natürlichen und Unnatürlichen im Schreiben geben. Ich will sie aber selbst erfinden, um nicht einem Schriftsteller in meinem Urtheile zu nahe zu treten; weil es mir sonst sehr leicht würde werden, bekannte Stellen anzuführen, die schön zu seyn scheinen, und wenn man sie zergliedert, nichts weiter, als Galimatias sind. Ich will eine historische Beschreibung vor mir nehmen, und was soll mich abhalten, solche aus der Schrift zu entlehnen, und das Natürliche der Schreibart zu zeigen, welches dieses heilige Buch wider viele Einwürfe der Spötter behauptet? Nachhero will ich das Unnatürliche an das Licht stellen, in welches derjenige verfällt, wann er das Natürliche der Schrift durch die Kunst verbessern, oder erhöhen will.

Ich will gleich mit der Schöpfungs-Geschichte Mosis die Probe machen. Sie fängt sich an: Im Anfang schuf GOtt Himmel und Erden, und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist GOttes schwebet auf dem Wasser. Diese Beschreibung ist natürlich. Sie hat die Kennzeichen einer guten historischen Schreibart, das ist, sie ist kurz, deutlich und ordentlich. Nun kömmt die Kunst darüber, sie will eben das sagen, sie schämet sich aber, die bekannte und natürliche Sprache zu brauchen, sie schleichet zur poetischen Vorraths-kammer, sie borget die Worte halb von dem Ovid, halb von ihrer eigenen Erfindung, und drückt sich folgender maaßen aus: Durch den HErrn des Himmels und der Erde hat Meer und Erde, und der über alles ausgespannte Himmel, sein Daseyn erlangt. Vorher war es ein Chaos, ein roher Klumpen, in welchem die Stäubgen und der Saame aller Dinge verwirrt und unentwickelt lagen. Eine schöpferische Hand gehörete darzu, sie

aufzulösen, und in Ordnung zu bringen. Die Welt wußte noch nicht, was Licht war 2c. Wenn ich diese gekünstelte Beschreibung der Worte Mosis nur obenhin ansehe, so scheinen sie prächtiger in die Ohren zu fallen, als das Original; wenn ich sie aber genauer prüfe, so finde ich, daß sie in der That unnatürlich, und wider den Geschmack sind. Wenn Moses spricht: Im Anfang schuf GOtt Himmel und Erde, so ist die Erzählung natürlich; wenn ich aber sage: durch den HErrn Himmels und der Erde hat Meer und Erde, und der über alles ausgespannte Himmel, sein Daseyn erlangt, so ist die Erzählung unnatürlich, denn, wer einen GOtt glaubt, weiß auch, daß dieser GOtt HErr Himmels und der Erden ist; wer da glaubt, daß GOtt die Welt erschaffen, der glaubt und weiß auch, daß Meer und Erde zur Welt gehöret, er siehet auch, daß der Himmel über alles sich ausbreitet; und daß etwas sein Daseyn erlangt, wenn es geschaffen wird, daran zweifelt vollends niemand. Zu was sind also

so dergleichen prächtige und weiter nichts bedeutende Worte in einer historischen Beschreibung nöthig? Welcher Beamter wird einen Bericht an die Churfürstliche Cammer also einrichten: Ew. Churfürstliche Durchlauchtigkeit berichte ich hierdurch unterthänigst, daß nach dem mir gnädigst ertheilten Befehl durch den Mauermeister N., den Meister so vieler Gebäude, der Grund, die Mauern, die Wände und das über alles ausgespannte Dach des Vorwerks-Hauses zu N. sein Daseyn erlangt habe? würde er nicht ausgelacht werden? Nein, er schreibt besser, wenn er kurz und natürlich schreibt: Der Mauermeister N. hat das Vorwerks-Hauß nunmehr zu Stande gebracht. Dadurch wird der Endzweck erlangt, man verstehet ihn, und der Bericht ist der Sache gemäß. Ich will in Beurtheilung dieser Probe nicht weiter gehen, um nicht wider Willen eine an sich heilige Sache lächerlich zu machen; aber, woher kommt es vielmahls, daß Spötter Stof zum Spotten bekommen? Nicht von dem

Vorwurfe allezeit, sondern von unserer unnatürlichen Künsteley, die besten Sachen zu verunstalten. Dergleichen rednerische Proben will ich tausend aufweisen, wenn es nöthig wäre, die in unsern Schriften vor schön gehalten werden, die auch denen, die eben so unnatürlich denken, als der Verfasser, gefallen; aber bey denen, die Genie haben, allzeit was Abgeschmacktes und Widersinniges hinterlassen, ob sie es gleich selbst nicht allemahl sagen können, wo es fehlet. Es läßt sich mehr empfinden, als sagen. Den Dichtern sind dergleichen Beschreibungen zuweilen zu vergeben, wenn sie Schilderungen machen; in Prosa aber ist es allemahl etwas Unnatürliches.

Das Unnatürliche im Schreiben entstehet, wenn wir unter unsere Gedanken so viel fremde mischen. So viel Menschen sind, so viel verschiedene Denkungsarten giebt es, ob gleich immer einer mit dem andern mehr oder weniger ähnliches hat. Aus dieser Mischung verschiedener Begriffe und ihrer Entwickelung

lung muß nothwendig ein gezwungener Vortrag entstehen. Hierbey muß ich nun eine Erinnerung machen. Im Grunde betrachtet, sind eigentlich die meisten unserer Gedanken fremd, und von andern theils erfunden, theils schon zuvor gedacht und geschrieben. Die wenigsten bringen wir, durch Hülfe der Absonderung, selbst hervor. Es gilt also gewisser maaßen das bekannte Sprichwort: Es wird nichts gesagt, was nicht schon vorher gesagt worden. Es gilt, sage ich, gewisser maaßen, aber nicht durchgängig. Die Worte sind fast durchgängig da gewesen, auch bey Verständigen eben der Begrif, der mit den Worten natürlich verbunden ist. Die Gedanken in Sätzen aber, und die durch dieselben entstehenden Perioden, ingleichen der Zusammenhang der Perioden, der eigentlich das Ganze ausmacht, sind, einige schlechte Schriftsteller ausgenommen, die alles ausschreiben, immer etwas neues. Ich will mich hierbey durch Exempel erklären. Man findet sehr viel Heldengedichte, alle kommen fast darinnen

nen überein, daß ihre Verfasser etwas aus der Ilias des Homer, oder aus der Aeneis des Virgil entlehnet haben; manche den ganzen Entwurf, manche auch nur einzelne Stellen. Selbst Voltaire in seiner Henriade, welches unter den neuern vor das beste Heldengedichte gehalten wird, ist davon nicht frey, deswegen kann ich noch nicht sagen, daß er ausgeschrieben habe, und unnatürlich sey. Gesetzt aber, es entlehnt ein dergleichen Dichter ganze Stellen aus dem Homer, Virgil, Tasso und so weiter, und er hat des Homers, Virgils und Tasso Art zu denken nicht, so wird man, wenn man auch obige Dichter nicht gelesen hätte, doch leicht empfinden, daß sich das Gedicht nicht gleich sey, warum? es denken so viel Personen darinnen, da nur ein einziger denken sollte, und diese Verschiedenheit macht den Dichter unnatürlich. Man thut also am besten, man macht sich die Gedanken eines Originals eigen, legt es aus der Hand, schreibt nichts ab, so wird es natürlich klingen, wenn ein dergleichen Gedanke, ohne

daß wir es selbst wissen, sich untermischet, sein Wesen behält, und unsere Einkleidung bekömmt. Ich komme hierbey auf eine Anmerkung, deren üble Auslegung ich feyerlich verbitte. Ich zweifle, ob die gekünstelte lateinische Schreibart würklich ein natürlicher Stilus könne genennet werden. Wir lernen von Jugend auf Latein, wir sammlen, nach Maßgebung unserer Lehrer, schöne Redensarten aus dem Nepos, Eutrop, Cäsar, Curtius, Sveton, Livius, Cicero, und so ferner. Wir thun solches nicht nur aus prosaischen Schriftstellern, sondern wir fahren auch in das Bergwerk der Poeten, und hohlen aus dem Phädrus, Plautus, Virgil, Ovid, Horaz, Juvenal und übrigen einen Vorrath. Unser Gedächtniß ist also mit den Redensarten so vieler Verfasser angefüllt. Wir fangen an zusammen zu setzen. Unvermerkt fügen wir die Gedanken so vieler verschiedenen Menschen außer ihrer Verbindung an einander, und sind noch zu entschuldigen, wenn wir solches unvermerkt, und nicht mit

Fleiß

Fleiß thun, und etwas Schönes darinnen suchen. Was vor eine Ungleichheit in unserer Schreibart werden wir nicht dadurch verrathen? Einzeln betrachtet, wird alles schön seyn, im Ganzen ist es unnatürlich und eckelhaft. Ich will diese Gedanken wieder durch eine Probe zum Scherz erläutern. Es soll diese seyn:

Non dubito fore plerosque, qui non in meam eant sententiam. Verum enim vero Davus sum non Oedipus. Opiniones hominum sunt vulnus immedicabile, nodum in scirpo quaeret, qui illud ense recidere velit. Ratione potius vtendum est, si hoc in argumento velis navigare velimus secundis, & vix credibile erit, quantum natura efficere possit. Ars itaque prudenter adhibenda est, & ipsius artis est celare artem. Eruditorum hic contra me, ille pro mea stabit sententia. Juvat verum dicere, & illo fretus non egeo Mauri jaculis, nec arcu, si Deus otium fecerit, ad meam defendendam sententiam.

Die-

Diese Stelle hat etwas Unnatürliches. Alle darinnen vorkommende Redensarten sind aus den besten lateinischen Schriftstellern genommen. Aber die Verschiedenheit der Schriftsteller selbst, und die mühsame Kunst, diese schönen Redensarten zu vereinigen, macht sie eckelhaft. Sie siehet aus, wie ein Mensch, der mit Kleidungs-Stücken von aller Art geputzt ist, aber eben deswegen lächerlich wird, weil alles so mühsam ausgesucht und übel angebracht ist. Der Huth, daß ich mit Erlaubniß in dem Gleichnisse fortfahre, ist aus dem Nepos; die Haare sind Ciceronisch, die Halsbinde ist vom Terenz geborgt; das Kleid gehöret dem Ovid, eine einzige Falte ausgenommen, die der Terenz noch darzu gegeben hat; die Beinkleider sind Ovidianisch, bis auf einen Kniegürtel, der dem Cicero gehöret. Horaz liefert die Strümpfe, und Virgil die Schuhe. Die Knöpfe sind alle aus Deutschland, nur mit Latein überzogen. Der ganze Cörper hat etwas ähnliches mit der kurzen und sinnrei-

chen

chen Art des Seneka. Was vor eine Mißgeburth, die mancher in ähnlichen Stellen vor schön hält? Und was ist die Ursache? Das Unnatürliche, das in der Ungleichheit sich erzeuget.

Es ist also wohl das sicherste Mittel, um nicht in diesen Fehler zu verfallen, wenn man sich die Schreibart eines einzigen Schriftstellers angewöhnet, mit dem unsere natürliche Art zu denken etwas ähnliches hat, welches wir daran erkennen, wenn er uns vor andern am besten gefällt. Es ist dieses freylich ein seltenes Glück, denn es giebt nur wenig Berger und Ernesti, die vollkommen Ciceronisch schreiben. Sind wir aber nicht so glücklich, so thun wir am besten, wir bleiben bey der natürlichen und ungekünstelten Sprache, die in den höhern Wissenschaften eingeführet ist, bey welchen es mehr auf die Wahrheit selbst, als auf die Art, sie einzukleiden, ankömmt. Genung, wenn ich die Wahrheit selbst einsehe, und mich der andere verstehet.

Es ist unmöglich, daß ich etwas natürlich vortragen kann, wenn ich ungewiß bin, ob es recht sey, oder nicht, und wenn ich in dieser Ungewißheit stets ändere und zu verbessern suche. Schwer denken, und sich schwer erklären, läßt zwar gelehrt, und blendet die Unwissenden, aber es ist wider die Natur. Menschen, denen es sauer wird, etwas zu erklären, und bey der Erklärung selbst schwere Geburths-Schmerzen ausstehen, haben von der Natur die Gabe nicht erhalten, etwas vorzutragen, darinnen Geschmack ist; es wäre denn, daß die Wahrheiten selbst eine tiefe Scharfsinnigkeit erforderten, und auch hierinnen erhalten sie eine Anlage von der Natur, wenn sie von derselben anders darzu bestimmt seyn, schwere, und nicht gemeine Dinge vorzutragen. Hierinnen ist das Genie der Engelländer glücklich. Eine einzige Strophe in Youngs Nachtgedanken, ja fast ein jedes Wort, läßt so viel zu denken nach sich, daß die Erklärung darüber ein ganzes Blat ausmachen würde. Es lieset sich schwer,

man hat vollauf zu denken dabey. Es würde aber höchst unverständig geurtheilet seyn, wenn man von diesem Schriftsteller sagen wollte, er denke nicht natürlich. Eben die Verbindung kurzer und sinnreicher Gedanken macht das Natürliche bey dem Engelländer aus. Er denkt und schreibt, wie ein Engelländer. Wie eckelhaft wird aber ein Deutscher seyn, wenn er dem Engelländer nachäffen will. Jener trägt tiefe und schwere Gedanken vor, so leicht, als es dem Verstande des Menschen möglich ist, schwere Sachen leicht vorzutragen, und läßt bey jedem Worte uns was zu denken übrig; dieser giebt leichten Sachen in seiner Nachahmung ein schweres und tiefes Ansehen, und nicht die Tiefe der Sachen selbst, sondern seine dunkele Art zu denken macht ihn schwer zu verstehen. Wer ängstlich in der Aufsetzung seiner Gedanken ist, und über jeden Perioden zehen Federn zerkauet, hat von der Natur keine Anlage, sich zu erklären, und die Ungewißheit selbst entfernet ihn vom Geschmacke.

Das ist das höchste Geschenk der Natur, wenn wir die Sachen nicht nur deutlich, kurz und leicht fassen, sondern sie auch also vorzutragen wissen, daß der Leser gleichsam bey jeder Sache einen Eindruck von der Wahrheit, und bey Werken des Witzes ein Vergnügen in seiner Seele empfindet.

Wie sich die Denkungsart eines Menschen in seinen Sitten verräth, so wird man dieselbe noch mehr in seinen Schriften kennen lernen, und zwar um deswillen, weil er im Umgange mit andern noch nicht so viel Zeit zur Ueberlegung hat, und sich leichter übereilen kann, als im Schreiben, dabey er durch nichts von außen gestöhret wird. Es verräth sich also auch das Natürliche und Unnatürliche der Sitten, wenn wir im Schreiben unsern Charakter, und den Stand, in welchem wir leben, vergessen. Wenn ein junger Mensch, der entweder in gar keiner, oder doch in einer bürgerlichen Bedienung stehet, scherzhafte Gedichte, Satyren und Sonnets schreibt, so läßt es ihm natürlich, und ob gleich diese Art

von Schriften den vermeynten Endzweck nicht allemahl erreichen; so stehet es ihm doch fast besser an, als wenn er gar zu ernsthaft spricht:

> *Adolescent, qui s'erige en Barbon*
> *Jeune Ecolier, qui vous parle à Caton*
> *Est, à mon sens, un animal bernable.*

Wenn aber ein Mann, dessen Amt oder Alter Ernst erfordert, und dessen Endzweck die Erbauung seyn soll, sich einer scherzhaften, oder vielmehr leichtsinnigen Schreibart bedienet, so verräth er allemahl einen schlechten Charakter, und seine Denkungsart wird unnatürlich. Hierinnen versahe es vor kurzem ein gewisser bekannter Gottesgelehrter in seinem sogenannten Lehrbuche. Es ist mein Endzweck nicht, mich bey seinen Irrthümern aufzuhalten, nur so viel erinnere ich nach der Absicht gegenwärtiger Schrift, daß die Einkleidung und einige Redensarten darinne einem Manne, der einem so wichtigen und ernsthaften Amte vorstund, nicht anständig, und

und seinem Charakter zuwider waren. Wollen wir nicht unnatürlich werden, so müssen wir, wie ich schon oben im ersten Hauptstücke erwähnet habe, uns, unsern Endzweck, den Vorwurf und Objekt niemahls verkennen.

Wenn ich hier von dem Natürlichen und Unnatürlichen im Schreiben rede, so beziehet sich meine Untersuchung nicht blos auf das Bücherschreiben, sondern auch auf alle Arten, seine Gedanken im gemeinen Leben schriftlich mitzutheilen. Ich finde hierbey zwey Fächer, über welche es mir erlaubt sey, meine unvorgreiflichen Gedanken zu sagen. Das erste ist die Schreibart, die in den Gerichtshöfen eingeführet ist; das andere ist das Briefschreiben, welches letztere um so viel eher eine Aufmerksamkeit verdienet, weil es kein Mensch, er sey gelehrt oder ungelehrt, im gemeinen Leben entbehren kann. Was das erstere betrift, so sey es ferne von mir, einen Eingrif in ein fremdes Fach zu thun, davon ich wenig, oder gar keine Kenntniß habe, oder mir ein Recht zu tadeln anzumaßen, zumahl in

einer Sache, die man um eines Menschen Urtheil willen nicht ändern wird, oder vielleicht auch nicht ändern kann. Es ist doch aber erlaubt, die Beschaffenheit, Ursachen und Würkungen aller Dinge zu untersuchen, und mit Bescheidenheit davon zu urtheilen, und aus diesem Grunde hoffe ich, daß man diese meine Gedanken nicht mit dem Nahmen eines Muthwillen belegen wird. Es ist, sage ich, einmahl in den Gerichtshöfen eingeführet, eine ganz besondere Sprache und Schreibart zu brauchen, die allerdings weitläuftig, und vor einen, der kein Rechtsgelehrter ist, kaum zu verstehen ist, wenn man auch der deutschen Sprache noch so mächtig ist. Wie viel muß ein Urthelsverfasser nicht lesen, ehe er den Sinn erreicht? ja selbst in Kleinigkeiten, zum Exempel in Bittschreiben, ist so viel Weitschweifiges, daß derjenige, der den Vortrag hat, vielmahls verdrüßlich werden muß, weil er den Punkt und Hauptzweck der Bittschrift vor so viel Neben-Dingen nicht finden kann. Eben also ist es mit den

Be-

Berichten. Sollte diese Weitläuftigkeit vielleicht den Endzweck haben, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn und seine Gerichtshöfe mehr zu erkennen zu geben, so wird dieses wenig zur Absicht thun. Jeder Unterthan weiß ohnedem, daß sein Herr Recht über Leben und Tod hat, daß er seiner Wohlthaten bedarf, und daß er Ehrfurcht, Liebe, Vertrauen und Gebet ihm schuldig sey. Religion, Vernunft und Rechte lehren ihm solches. Und sollte es denn nicht möglich seyn, seine Ehrfurcht eben so nachdrücklich, kurz und natürlich an den Tag zu legen. Unterdessen wird diese Gewohnheit keine Privat-Person ändern, ja man ist verbunden, sich seinen Landesleuten gleich zu stellen, um kein Sonderling zu werden.

Ich will mich also hierbey nicht aufhalten, sondern den andern Punkt, das Briefschreiben, vor mir nehmen, welches allgemeiner ist, und da man zur Noth noch mehr Freyheit hat, von der gemeinen Art abzugehen.

Es ist nicht zu läugnen, daß wir Deutschen es in dieser Art noch nicht weit gebracht haben. In andern Werken des Geschmacks haben endlich die Ausländer, und besonders die Franzosen, denen Deutschen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, von ihnen besser, als ehemahls, zu urtheilen, und einige Schriften derselben in ihre Sprache zu übersetzen. Briefen aber hat man diese Ehre noch nicht erwiesen, vermuthlich deswegen, weil man keine hat, die es werth sind, Herr Prof. Gellerts seine ausgenommen; es wäre denn, daß welche vorhanden wären, die es werth sind, und wären mir nicht bekannt. Ich zweifle aber daran, denn was Gutes wird immer bekannt. Unter die mir bekannten gehören Neukirch, Junker, Volk, Menantes, Stockhausen und Gellert. Jedermann, der Geschmack hat, wird die letztern hochschätzen, nur ist es ein Unglück, daß die allgemein eingeführte Canzeley-Schreibart es gleichsam verbietet, ihn zum Muster zu erwählen und nachzuahmen, man müßte denn allemahl vorher

her denjenigen, an welchen man schreiben wollte, fragen: Mein Herr! haben sie Geschmack? denken sie natürlich oder unnatürlich? sind sie wider den Canzeley-Stilus oder vor ihn? Wäre nun zum Unglück das letztere, so würde man, wenn man auch Gellertsche Geschicklichkeit hätte, doch nicht, wie Gellert, schreiben dürfen. Es würde heißen: Man giebt mir meine Titul, meinen Respekt nicht, er schreibt, als wenn er an seines gleichen schriebe, er muß sehr stolz seyn, daß er nicht mehr Ehrerbietung vor mich zeigt. Vielen ist mehr an gezwungenen Tituln, als an wahrhaftig ehrerbietigen Gedanken gelegen. Und was hülfe mir es alsdenn, wenn ich über meinen Geschmack einen Gönner verlöhre, der noch darzu glaubte, ich wisse nicht zu leben. Aus dieser Anmerkung siehet man, daß man schwerlich Rechnung auf gute deutsche Briefe machen könne, so lange der Canzeley-Stilus die Oberhand behält. In die mittlere Classe setze ich Stockhausen, er ist in Ermangelung besserer noch erträglich, es ist

aber Canzeley-Stilus darinnen, und das natürliche Gute wird folglich ganz unkenntbar. Die übrigen kommen in die letzte Classe, und sind kaum auszustehen, sie scheinen recht darzu gemacht zu seyn, die natürliche gute Denkungsart zu ersticken. Wie unglücklich ist ein junger Mensch, wenn sie ihm aus Unverstand als Muster in die Hände gegeben werden. Er arbeitet alsdenn geschickt zu werden, recht schlecht zu schreiben.

Die Franzosen sind hierinnen schon glücklicher, als wir. Sie lieben in Briefen die Kürze, und das Wort Monseigneur oder Monsieur vertritt die Stelle einer halben Seite Titul. Sie wissen von keinem Dieselben, Hochdieselben und andern dergleichen gezwungenen und nichts bedeutenden Sprachverderbern, deswegen haben sie mehr Muster, als wir. Balzak, Voiture, die unter ihnen die schlechtesten sind, übertreffen schon die unsrigen wenigstens in dem Natürlichen. Bußy-Rabutin, Rousseau, Fontenelle sind Muster, und haben doch zu einer Zeit gelebt,

da wir gerade die erbärmlichsten Briefsteller hatten. Selbst Frauenzimmer unter ihnen haben es in dieser Art hoch gebracht. Wem gefallen nicht die Briefe einer Sevigne?

Man werfe den Deutschen nicht vor, daß sie kein Genie haben. Es würden sich mehr Meisterstücke finden, wenn die Gewohnheit nicht eine solche Tyranney übte. Wenn es nur möglich wäre, die Canzeley-Schreibart mit der natürlichen Denkungsart zu vereinigen, und also gleichsam eine Mittelstraße zu finden, so würden wir eher unsern Endzweck erreichen; da das erste aber einen Widerspruch bey sich führet, so ist auch das letzte nicht zu hoffen. Unterdessen müssen wir die Dinge nehmen, wie sie sind, und nicht, wie sie seyn sollen oder könnten. Kann man nicht Speisen nach Geschmack haben, so nimmt man sie, wie man sie haben kann, und giebt ihnen den Geschmack, so gut man es im Stande ist. Das bisher Gesagte ist nun die wahre Ursache, warum wir im Briefschreiben vielmahls unnatürlich werden müssen; ich

will

will aber hierbey noch zeigen, wie wir es freywillig werden.

Wir fallen in diesen Fehler, wenn wir das Geschäfte, Briefe zu schreiben, mit einer Aengstlichkeit antreten, was und wie wir schreiben wollen. Wir fangen alsdenn an zu sinnen und zu künsteln, und diese Künsteley ist gerade wider die Natur eines Briefs. Was man schreiben will, muß man ohnedem wissen, und wenn man gar nichts zu schreiben hat, so ist es der Sache gemäß, daß man gar nicht schreibt. Schreibt man aber einmahl, so ist gewiß Stof zum Schreiben vorhanden, wenn er auch noch so gering wäre. Wie man diesen Stof einkleiden, oder sich ausdrücken soll, lehret uns wieder die Natur. Man schreibe also, wie es uns dieselbe eingiebt. Auf solche Art werden wir, wenn wir natürlich denken, auch natürlich und leicht schreiben. Damit aber das Leichte und Natürliche nicht unanständig werde, so weiset uns die Natur auf eine dreyfache Betrachtung unter dem Schreiben, nehmlich auf die

Per-

Person, an die wir schreiben, auf die Sache, welche wir schreiben, und auf uns selbst und die Umstände, in welchen wir schreiben. Wenn wir diese Gegenstände unter dem Schreiben niemahls aus den Augen lassen, so werden wir nicht leicht Gefahr laufen, unnatürlich zu schreiben. So bald wir den Charakter desjenigen verlieren, an den unsere Zuschrift gerichtet ist, und uns selbst nicht mit ihm in Vergleichung stellen, und den Unterschied bemerken, so werden wir bald zu feige, bald zu dreuste reden, wir werden uns nicht gleich bleiben, und Eckel verursachen. Der Innhalt unserer Zuschrift ist wiederum verschieden, und wenn wir diesen Unterschied verkennen, oder aus den Augen lassen, so wird unser Schreiben wieder etwas behalten, das nicht gefällt. Man kann fehlen, wenn man allein auf die Person siehet, an welche man schreibt, und nicht auf sich selbst und auf seinen Vorwurf. Ist es eine Person von Ansehen, und die Sache ist von keiner sonderlichen Wichtigkeit, so wird man entweder die

Ehr-

Ehrfurcht vergessen, welche man der Person schuldig ist, oder man wird von seiner schlechten Sache zu prächtig schreiben. Sehen wir blos auf uns, und nicht auf die Person, an welche wir schreiben, so werden wir wiederum in das Unnatürliche fallen.

Nichts kann einen Brief eckelhafter machen, als die große Eigenliebe des Schreibenden, wenn nehmlich jedes Wort und jede Zeile darzu ausgesucht und bestimmt zu seyn scheinet, dem andern einen erhabenen Begrif von mir beyzubringen. Ich schreibe an einen Herrn, dessen Vorspruch ich mir ausbitte, und spicke meinen Brief hin und wieder mit gelehrten Anmerkungen gleichsam aus, wie pedantisch werde ich dem Herrn, der Geschmack hat, vorkommen! besser thue ich, wenn ich durchaus die Sprache des Clienten rede. Sinnreich zu schreiben, ist ein Verdienst, wenn es die Person, an die ich schreibe, und der Gegenstand zulässet, und wenn mir es natürlich ist; aber sinnreich zu schreiben, um vor sinnreich gehalten zu werden, ist

bald eben so viel, als wenn ich dem andern vorhalten wollte, er sey nicht so sinnreich, als ich.

Hat man in einem Vorfalle Ursache, die Kunst zu verbergen, so ist es im Briefschreiben. Ein Brief ist eine Rede; wer wird aber allzukünstlich reden? Deswegen wird derjenige, der gut denkt, nicht eben matte Gedanken vortragen, sondern die Natur selbst wird ihm Mittel einflößen, den leichtesten und gemeinsten Dingen ein gutes Ansehen zu geben.

Von dem guten Geschmack in Briefen hat Herr Prof. Gellert eine ganze Abhandlung geschrieben. Ich würde also etwas überflüßiges thun, wenn ich hier weitläuftiger würde, und jenem doch nicht beykommen. Alles, was ich hier besonders thun kann, soll in folgenden guten Reguln bestehen. Da einmahl die deutsche Gewohnheit eine gewisse Art vom Zwange, Complimenten und Tituln erfordert, so thut man wohl, wenn man diese Dinge nicht übertreibet, und auch ihnen, wo

es möglich ist, ein ungezwungenes und natürliches Ansehen zu geben sucht. Man lasse einen Gedanken lieber gar weg, wenn er mühsam gesucht soll werden. Man denke, daß man zwar rede, aber daß man nicht auf dem Catheder stehe. Man rede beständig mit der Person, an welche man schreibt, und sehe einen Brief nicht als eine Abhandlung an. Anstand und Höflichkeit darf nicht empfohlen werden, sondern man setzt voraus, daß derjenige, der gute Briefe zu schreiben Gelegenheit hat, nicht unanständig und unhöflich denken wird. Kurze Perioden sind die besten, viel eingeschaltete Abschnitte verrathen eine dunkele Denkungsart. Man sage nichts in einem Briefe, dabey der andere denken könnte, ob es auch sein Ernst ist? Das Natürliche verlangt ein gutes Herz. Die gehäuften Bindewörter machen einen Brief unnatürlich und eckelhaft; gar nichts binden, und alles spruchweise zu sagen, setzt uns in den Verdacht, als ob wir den Seneka affektiren wollten. Man sey nicht dunkel, um witzig

zu

zu denken, der Leser hat sonst so viel zu rathen. Die Natur liebt das Leichte, und hat einen Abscheu vor das Mühsame. Ein allzulanger Brief ermüdet, ein allzukurzer verräth zu wenig Achtung. Die Wendungen in einem Briefe kann man niemand lernen, sondern die Natur und das Lesen guter Muster muß sie uns beybringen. Fremde Wörter und bekannte Sprichwörter in einem Briefe verrathen einen kleinen Geist. Vor die besten Muster halte ich die Briefe des Cicero und Plinius. Man übersetze sie fleißig, doch nicht von Wort zu Wort; es muß eine freye Uebersetzung seyn; man gebe ihnen das Ansehen der heutigen Sitten, so werden wir uns nach und nach ihre Denkungsart unvermerkt angewöhnen. Dinge des Geschmacks lassen sich mehr empfinden, als in Reguln bringen; und Reguln bey denen, die keinen Geschmack haben, ersticken wohl noch das wenige natürliche Gute, das sie an sich hatten.

III.

Das Natürliche und Unnatürliche an den Rednern.

SENECA.

Non delectent verba nostra, sed prosint. Si tamen contingere eloquentia non solicito potest, aut si parata est, aut parvo constat, assit, & res pulcherrimas prosequatur.

Die Beredsamkeit gehöret nicht nur zu den schönen Wissenschaften, sondern sie ist meines Erachtens die nützlichste unter denselben, und die man am wenigsten entbehren kann. Poeten, Mahler, Bildhauer, Tonkünstler und Redner sind Brüder; sie arbeiten vor den Geschmack und das Vergnügen; doch des Nutzens wegen im gemeinen Leben verdienet der Redner den obersten Rang. Es verdienet also derselbe auch hier eine besondere und vorzügliche Abhandlung. Wenn jene durch Hülfe und rechte Anwendung der Natur groß werden, so wird

auch dieser um so viel vollkommener, je mehr er der Natur folget.

Reden, wohlreden, und beredt seyn, ist ein großer Unterschied. Die Welt wimmelt von Rednern, darunter man vielen die Wohlredenheit nicht absprechen kann, aber wenige haben die Gabe der Beredsamkeit. Wenn man die Reden des Cicero, eine Lobrede des Plinius lieset, so weiß man nicht, was man am meisten an ihnen bewundern soll, ihre Natur-Gaben, oder ihre Wissenschaft. Wenn man hinzu setzt, daß die Alten nicht so lange Zeit hatten, auf ihre Reden zu denken, als wir heutiges Tages haben, sondern in den Gerichtshöfen vielmahls gleich antworten mußten, so erstaunet man über ihre Fertigkeit. Sprache, Geschmack, Rechtsgelehrsamkeit, Weltweißheit, Gedächtniß, Reguln, alles ist in ihnen vereinigt, und so natürlich vereinigt, daß es gar nicht scheinet, als ob es ihnen Mühe gekostet habe.

Die Redekunst hat bey uns gleichsam eine andere Gestalt angenommen. Die Gewohn-

heit in Gerichtshöfen, auf der Stelle in einer Rede jemand anzuklagen, oder zu vertheidigen, ist abgeschaffet; nur selten ereignet sich eine Gelegenheit, eine politische Rede zu halten. Die Lehrstühle sind also fast die einzigen, auf welchen man die Gabe der Beredsamkeit anbringen kann. Man wird mir es also vergeben, wenn ich die Betrachtung über das Natürliche und Unnatürliche fast ganz allein auf diese Art der Beredsamkeit anwende, weil sie in unsern Tagen am meisten gebraucht wird. Unterdessen werden auch die allgemeinen Beobachtungen auf die politische Beredsamkeit angewendet werden können.

Es ist aber hierbey meine Absicht nicht, eine Anweisung zur geistlichen Beredsamkeit zu schreiben. Es würde solches etwas überflüßiges seyn, indem wir dergleichen schon genung haben, gute und schlechte, nur glaube ich, daß die besondern Reguln, die man giebt, nicht bey allen und in allen Vorwürfen wohl angewendet werden, noch gebraucht werden können, wenn wir nicht wohl unterscheiden,

was uns natürlich, und nicht natürlich ist. Eine Regul kann einem nützlich, und dem andern unnütze, nach der Verschiedenheit seiner Anlage, seyn. Es sind das, was ich hier sage, nicht Vorschriften, sondern nur freye Gedanken über das Natürliche und Unnatürliche an den Rednern, zu welchen man gelangt, wenn man sich gewöhnet, das Schöne an den berühmtesten Rednern wahrzunehmen. An Mustern fehlt es uns in der That nicht, wenn wir nur mehr Aufmerksamkeit auf das Lesen derselben wenden wollen. In Absicht auf die allgemeine Beredsamkeit haben wir die Werke eines Cicero und Plinius in Händen. In Ansehung der geistlichen Beredsamkeit finden wir einen Chrysostomus, Bourdaloue, Flechier, Saurin, Beausobre, L'Enfant, Tillotson, Moßheim, Schmidt und andere. Ja eine jede Provinz rühmet sich einiger guter Redner. Ich glaube also wohl, daß es sich der Mühe verlohnet, daß man theils bey Lesung, theils bey Anhörung derselben Achtung giebt, worinnen eigentlich das

Schöne und Hinreissende bey denselben bestehe.

Vorher ist noch dieses anzumerken, daß es auch hierbey auf den Geschmack ankomme. Wir haben die besten geistlichen Redner, die würklich das sind, was sie seyn sollen, und das thun, was sie thun sollen, und doch keinen allgemeinen Beyfall erhalten. Es ist ein Beweiß von dem Verfall des Christenthums, daß man, in Ansehung der göttlichen Wahrheiten, so eckel wird, und mehr auf die Art und Weise sie vorzutragen, als auf den innern Werth derselben siehet. Unterdessen, da GOtt selbst in seinem Worte Maaßreguln braucht, dem Eckel der Menschen vorzukommen, so hat auch ein Diener desselben Ursache, sich aller möglichen rechtmäßigen Mittel zu bedienen, seine Zuhörer in Aufmerksamkeit zu erhalten. GOtt giebt ihm auch Seegen darzu, wenn es ihm nicht um seinen eignen Beyfall, sondern um die Ehre GOttes zu thun ist.

Die Ursache, warum man über den Mangel guter geistlicher Redner klagt, liegt theils an den Zuhörern, theils an den Umständen, in welchen die Redner stehen, theils an den Rednern selbst. Wenn es den Zuhörern mehr um ihre Erbauung zu thun wäre, so würden sie in Beurtheilung der geistlichen Redner nicht so eckel seyn, auch sie nicht so leicht überdrüßig werden, als leider geschiehet; sondern sie würden bey jedem etwas zu ihrer Besserung finden. Der Mangel der Religion, die Laulichkeit im Christenthum, und der wenige Ernst in Bearbeitung seiner Seele, sind also Ursachen, warum oft die erbaulichsten Prediger verspottet, die geschicktesten Redner verachtet werden. Man will immer etwas Neues hören. Es ist ein wahres Unglück, ja ein unwiederbringlicher Schade, daß sich die Welt von Jugend auf, ehe sie das Wahre von dem Falschen unterscheiden lernet, blos an die Werke des Geschmacks gewöhnet, und es gefällt ihr alsdenn nichts, was nicht nach der Denkungsart eines Vol-

taire oder Marqvis d'Argens geschrieben und geredet wird. Selbst einen Saurin, den wir ins Deutsche übersetzt haben, und der ein Original ist, wurden an seinem Orte seine Zuhörer erstlich gewohnt, alsdenn überdrüßig, so, daß man ihn nur spottweise den Frauenzimmer-Prediger hieß. So gehet es andern mehr. Die Schuld liegt aber nicht an dem Redner, sondern an den Zuhörern; und wie wenige unter ihnen sind im Stande, einen Redner zu beurtheilen? Daß wir mehr Muster unter den Engelländern und Franzosen haben, als unter den Deutschen, daran ist meines Erachtens nicht die Unfähigkeit oder der Mangel des Fleißes unserer Landesleute schuld, sondern die Umstände, in welchen unsere Redner stehen. Wenn ein Englischer Bischof nur selten predigt, und lange Zeit hat, auf sein Meisterstück zu denken, es zu übersehen, und immer zu verbessern, so verlangt es unsere Verfassung, dem Redner so viel andere Amtsverrichtungen aufzutragen, daß ihm die wenigste Zeit zu seinen Reden,

deren er gar viel halten muß, übrig bleibt. In einer Stadt von sechzig tausend Seelen befinden sich ohngefehr zwanzig Geistliche, und ihr Hirtenamt giebt ihnen so viel zu schaffen, daß es kein Wunder ist, wenn sie sich nicht allzeit gleich bleiben; man muß sich vielmehr darüber wundern, warum man in Engelland, Frankreich, Holland und der Schweitz nicht mehr große Redner habe, da es fast die einzige Beschäftigung derer ist, die sich darauf legen, und einmahl darzu bestimmt sind.

Endlich liegt es an den Rednern vielmahls selbst, daß sie zu wenig Beyfall erhalten, wenn sie nehmlich in ihren Reden unnatürlich werden. Sie können schön seyn, und doch nicht lange Beyfall haben, wenn sie ihre natürliche Anlage nicht kennen, noch dieselbe wohl anzuwenden wissen. Die natürliche Anlage bestehet in der Art zu denken, in der Art sich auszudrücken, und in dem Aeußerlichen der Sprache und Stellungen.

Hier ist alles Fremde in der Denkungsart, Ausdruck, Sprache und Stellung unnatür-

lich. Die Nachahmung wird recht eckelhaft. Wer die heilsamen Wahrheiten inne hat, aber auch nicht blos die Oberfläche derselben, wird sie denken, wie sie ihm seine natürliche Denkungsart denken lässet; er wird sie durchdenken, ohne dabey weder sich in die Gedanken anderer gleichsam hinein zu setzen, noch in einen selbstbeliebigen Enthusiasmus zu fallen. Ist es seiner Natur eigen, die Sachen auf eine leichte Art sich vorzustellen, so wird er unnatürlich, wenn er seine Gedanken weit hersucht, um den Zuhörer zu bereden, er denke tief und erhaben.

Es giebt geistliche Redner, welche die Kunst verstehen, denen leichtesten Sachen ein schweres und tief denkendes Ansehen zu geben. Sie sind zu entschuldigen, wenn sie dabey die Absicht haben, die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu erhalten, dem das Leichte bald einen Eckel verursachet, und wenn es ihrer Denkungsart eigen ist. Ich weiß aber nicht, worzu mehr Kunst erfordert wird, ob das Leichte schwer vorzutragen, oder das Schwere leicht

zu machen. Ich glaube immer, das letztere ist eine größere Gabe, doch beydes ist gut; wenn es der Natur des Denkenden eigen ist. Es ahme es aber jemand nach, dem es nicht natürlich ist, wie gezwungen wird alles werden?

Ich habe oben gesagt, das Fremde sey unnatürlich, ich verstehe aber nur in so weit, wenn wir in der Nachahmung nicht glücklich seyn, und uns gleich bleiben, so, daß uns die fremde Denkungsart gleichsam eigen wird; und darzu gehöret viel Prüfung, eine durchdringende Urtheilskraft, und eine unermüdete Uebung.

Daß der Redner eine Ordnung haben müsse, ist der Natur der Rede gemäß. Sie soll ein Ganzes seyn. Jedes Ganze muß aus Theilen zusammen gesetzt seyn, die Theile aber erfordern wieder eine Verbindung, wie sie sich zum Ganzen schicken. In politischen Reden ist es natürlich, diese Einrichtung zu verstecken, so, daß sie zwar der Zuhörer und Leser empfindet, aber sie nicht gleich entdecken

kann.

kann. Hierbey ist es eine Kunst, die Kunst zu verbergen. Des Cicero Reden haben diese Anlage, man empfindet sie, und sie fällt doch nicht gleich in die Augen. Wenn er die Schutzrede vor den Annius Milo hält, so finden wir darinnen einen Eingang, Vortrag, Widerlegung der Einwürfe, Erläuterung und Ausführung. Sein Plan ist dieser: Er untersucht, ob Clodius mit Recht von dem Milo umgebracht worden sey? er bekräftigt es, und zwar aus folgenden Ursachen: Es ist erlaubt, einen boßhaften und verderbten Menschen umzubringen. Es erlaubt solches erstlich das Ansehen des Volks, der Richter und der Gesetze; vors andere ist kein Gesetz, weder des Raths, noch des Pompejus, dieser Handlung zuwider. Er macht die Anwendung auf den Clodius, und erweiset, daß er ein wahrer Bösewicht gegen GOtt und Menschen gewesen sey, und daß Milo nicht sicher vor ihm gewesen, und zwar daher: er habe den Milo gehasset, sein Nutzen habe es verlangt, er sey ein Mann von verderbten

Sitten, und habe noch darzu die Hofnung gehabt, daß es ihm vor genossen würde hingehen. Man habe solches aus seinen Worten und Thaten abnehmen können. Das ist der Plan dieser Rede, sie ist ein Ganzes, sie hat Theile und Untertheile, ob sie gleich Cicero nicht ausdrücklich benennet. Ich beurtheile hier nicht das Sittliche und die Wahrheit der Gründe des Cicero, sondern nur das Natürliche in seiner Rede.

Es ist nun die Frage: Ob es der Natur einer jeden Rede gemäß sey, eben einen solchen Plan zu machen, und ihn doch eben so zu verstecken, wie es Cicero that? Ich antworte: Eine jede politische Rede muß diese Einrichtung haben, und der Redner die Kunst besitzen, seinen Plan zu verstecken. Es würde sehr pedantisch klingen, wenn der Primas in Pohlen in einer Anrede an die Magnaten sich also ausdrückte: Wir wollen mit einander betrachten die Nothwendigkeit, zu einer Königswahl zu schreiten; wir wollen dieselbe zeigen 1) aus der Gefahr, in welcher die

Republique, ohne einen König zu haben, schwebet, 2) aus dem Nutzen, welchen sie haben wird, wenn diese Wahl nach Wunsche zu Stande gekommen ist. Bey dem ersten Theile wollen wir wiederum Achtung geben, 1) was eine Republique ist, 2) in was vor Verbindung der König mit der unsrigen stehet, 3) auf die Gefahr selbst, in welcher wir gegenwärtig schweben. Bey dem andern Theile ist wieder zu merken 1) das, 2) jenes. Nein, der Primas sagt zwar im Grunde den ganzen Innhalt dieses Plans, aber er versteckt ihn, und das ist ein Meisterstück eines politischen Redners. Die Canzelreden verlangen aber eine Ausnahme, und es ist ihnen natürlicher, wenn der Plan würklich ausgedrückt, und dem Zuhörer und seinem Gedächtniß eingeschärfet wird. Der Unterschied einer politischen und heiligen Rede bestehet darinnen: Der politische Redner hat den Endzweck, den Zuhörer zu seinen Absichten blos zu bewegen, und so liegt nichts dran, ob er den Plan einsiehet, oder nicht, wenn er nur bewegt wird;

zu geschweigen, daß zur Ueberredung Gründe ohne Ordnung vielmahls mehr thun, zumahl wenn sie nicht allzeit die gehörige Stärke haben: der geistliche Redner soll aber nicht nur bewegen, sondern auch erklären und lehren; der Zuhörer soll etwas lernen, behalten, und in der Ordnung behalten; er soll sich es leichter wieder erinnern können, und darzu ist der Vortrag des Plans nicht nur geschickt, sondern auch nützlich.

Ich kann aber doch nicht umhin, auch hierbey eine Anmerkung zu machen. Es nehmen einige geistliche Redner aus der philosophischen Schule eine solche Genauigkeit in Verfertigung ihres Plans an, daß sie fast ganz Plan seyn. Sie liefern ein Skelet, das wohlgebauet, aber weder Fleisch noch Haut hat; ein Hauß, an welchem kein Nagel vergessen, aber dessen Wände nicht mit Steinen hinlänglich ausgemauert sind, so, daß es der Wind auf allen Seiten durchstreichet. Es ist dieses wider die Natur einer Rede. Cicero setzt den Unterschied eines Logikers

gikers und Redners darinnen: Der erste liebt die Genauigkeit, (subtilitatem, ich kann dieses Wort nicht besser übersetzen,) der andere eine weitläuftigere Ausführung. Es beweiset diese Art eine Fertigkeit, genau und ordentlich zu denken, aber sie ist eckelhaft, und läuft wider die Natur einer Rede. Ich will mich nicht abgeben, einen dergleichen Plan hier einzurücken. Sie laufen zuweilen fast ins Unendliche.

Ich bin zu wenig, Reguln zu geben, wenn wir aber die Natur einer heiligen Rede betrachten, so werden wir selbst Reguln absondern lernen. Eine dergleichen Rede soll erklären, beweisen und bewegen; so glaube ich, es ist Plan genung, wenn ein jeder Theil diese drey Untertheile und nicht mehr hat, das ist, im ersten wird der Satz erkläret, im andern bewiesen, im dritten angewendet. Ist die Sache leicht, so ists genung, aus den beyden erstern nur einen zu machen. Es wird auch nicht wider die Ordnung seyn, wenn bey jedem Untertheile gleich die Anwendung gemacht

macht wird, und so fällt der letzte Untertheil gar weg. Ich halte das vor die natürlichste und leichteste Art, seinen Plan zu machen. Die Einwendung, daß viel Begriffe, die zum Ganzen gehören, alsdenn unbestimmt bleiben würden, fällt weg, denn wie können sie unbestimmt bleiben, wenn im ersten Untertheile recht erklärt wird? Daß man aber nicht immer einerley Plan habe, wird man dadurch bewerkstelligen, wenn man zuweilen eine Aenderung vornimmt, und die Untertheile zu Theilen macht, einen Theil zum Hauptsatz, und so ferner; oder auch die Sätze selbst auf verschiedene Art ausdrückt, damit man nicht einförmig sey. Wer kann alle Veränderungen, die möglich sind, hier beschreiben, es ist auch meine Absicht nicht, eine Anweisung zu geben, sondern nur das Natürliche und Unnatürliche in unmaßgeblichen Gedanken mitzutheilen. Leute von Genie brauchen wenig Reguln, und die keines haben, werden auch bey einer Menge Reguln schlecht bleiben.

Die Ordnung bringt mich nun auf die sogenannten philosophischen Canzelreden, welche von diesem gelobt, und von jenem herunter gemacht werden, zuweilen Beyfall erhalten, zuweilen die Zuhörer aus der Versammlung treiben. Meine Absicht erstreckt sich also hier auch nicht weiter, als zu untersuchen, ob sie natürlich oder unnatürlich sind, das ist, ob sie mit der Absicht einer heiligen Rede übereinstimmen. Eine heilige Rede ist eine Erklärung einer Stelle in der heiligen Schrift, die bewiesen, und dem Zuhörer praktisch gemacht wird. In dieser Beschreibung finde ich nicht, daß sie sich zu einer philosophischen Predigt schicken sollte, es wäre denn, daß die Stelle in der heiligen Schrift so beschaffen wäre, daß sie auch aus Gründen der Weltweißheit könnte erkläret und bewiesen werden, so könnte man diese Gründe den Gründen des göttlichen Worts beyfügen, um dadurch Menschen, die nichts als die Natur hören wollen, und deren es viel giebt, zu überführen, daß die Schrift nichts lehre,

was wider die Natur sey. Philosophische Sätze vortragen, sie aus Gründen der Philosophie beweisen, und ihnen aufs höchste nur ein theologisches Kleid geben, ist meinen Gedanken nach wider die Natur einer heiligen Rede. Erträglicher ist es fast, wenn theologische Wahrheiten in einem philosophischen Kleide vorgestellt werden, weil doch die Welt einmahl was besonders haben will. Was hat der Redner vor Nutzen davon? glaubt er, man solle ihn vor gelehrt halten? Es wird ihm jeder Verständiger antworten: daß es leichter sey zu philosophiren, als zu erklären. Zum ersten wird immer Rath, wir dürfen nur einige Philosophen lesen, so haben wir Stof genung, zumahl da heutiges Tages die Philosophie mehrentheils deutsch gelesen und geschrieben wird. Eine Stelle der Schrift erklären, will mehr sagen. Es gehöret darzu eine Kenntniß der Sprachen, Reguln der Erklärung, zuweilen Historie, eine Wissenschaft von den gegenseitigen Meynungen und ihren Gründen, und eine genaue Verglei-

chung der Stellen. Soll der Zuhörer dadurch erbauet werden? Entweder er ist gläubig oder ungläubig. Ist das letztere, so hilft ihm auch das Philosophiren nichts; ist das erstere, so hat der Gedanke: GOtt sagt es, mehr Eindruck in seiner Seele, als alle Beweißgründe der Weltweißheit. Leibnitzens Theodice ist ein schönes Buch, von der Canzel aber höret man sie ungerne.

Unterdessen ist die Weltweißheit einem Canzelredner ganz unentbehrlich. Die Logik, zur Verfertigung seines Plans, und zur Erklärung der Stellen. Die Metaphysik, und darinnen besonders die Psychologie und natürliche Theologie, zur Erläuterung dessen, was von unserer Seele gesagt wird, und zur Erweiterung der Begriffe von GOtt. Die Physik zur Erklärung vieler Stellen der Schrift, zur Bewahrung für den Aberglauben, auch zur Ueberzeugung des Naturalisten. Die Sittenlehre, um die Natur der Tugenden und die Bewegungen des menschlichen Herzens besser zu verstehen. Doch

ganze Abhandlungen, abstrackte Begriffe, Schulwörter sind etwas vor diesen heiligen Ort Abgeschmacktes. Ein ontologischer und kosmologischer Redner ist etwas, das sich fast nicht denken lässet, aber es giebt doch dergleichen. In diese Classe gehöret auch die mathematische Lehrart auf der Canzel, der einzige Fehler, den man in des ehemahligen Hofprediger Schmidts in Bayreuth Sammlungen antrift, sonst würde er den Saurin übertreffen.

Die Verbindung der Gedanken leitet mich nun auf die Art, sich auszudrücken. Wenn wir die vornehmsten lateinischen, französischen und deutschen Redner lesen, so finden wir, in Ansehung des Ausdrucks, folgendes, was ihre Reden schön und natürlich macht. Sie brauchen bekannte Worte und Redensarten, doch nicht solche, die blos der Pöbel braucht, sondern Menschen von guter Denkungsart und Sitten. Cicero macht keine neuen Wörter; er ist selbst sparsam in dem Gebrauche der griechischen, die doch bereits

das lateinische Bürgerrecht erhalten hatten. Es ist in den Worten nichts schwülstiges, und auch nichts pöbelhaftes, nichts poetisches, und auch nichts mattes. Chrysostomus verstehet die Kunst, eine Sache auf vielfältige Art anders auszudrücken. Seine Schreibart ist kurz und voller Gedanken. Es scheinet, als wenn er etwas vielmahl sagte, und im Grunde hat doch jeder Ausdruck wieder seinen besondern Gedanken. Eine besondere Gabe, Sachen mit Sachen, und nicht mit bloßen Worten zu erklären. Saurin zeigt seine Stärke in den Beweisen und unvermerkten Wendungen in Worten, welche recht nach der Natur der vorgetragenen Sache abgemessen sind. Moßheim ist wortreich, ohne zu plaudern, doch ist niemanden zu rathen, ihm nachzuahmen, wenn er nicht recht langen Odem hat. Das Natürliche bey allen diesen Mustern bestehet darinnen, daß sie sich allzeit gleich bleiben.

Wenn wir nach dieser kurzen Beschreibung das Unnatürliche an den Rednern im

Gegentheil untersuchen wollen, so finden wir folgendes: Man macht zuweilen eine ganz neue deutsche Sprache, deren Reguln noch nicht bewiesen, wenigstens noch nicht von allen angenommen und bekannt sind; Gelehrte verstehen sie, aber auf der Canzel haben sie die Unbeqvemlichkeit, daß sie nicht verstanden werden, dergleichen sind: ein Märtyrer oder Herold seiner Meynungen, Blindgläubige, der thierische Theil des Menschen, es ist erklärlich, vor, es läßt sich erklären, Vorwurf, Bewegungsgrund, abzwecken, System, Körperwelt, bestimmen, zureichender Grund, ingleichen der aus dem Lateinischen entlehnte Gebrauch der Participien, und dergleichen mehr, die theils gar nicht deutsch, theils wenigstens dem gemeinen Mann unverständlich sind; und welches ist denn der größte Haufen in unsern Versammlungen? Ich kann hierbey nicht umhin, ein Urtheil des Herrn D. Ernesti in seiner theologischen Bibliothek in der Beurtheilung des Tellerischen Lehrbuchs zu wiederhohlen. Er spricht von dem

Verfasser: „Er hat den Charakter und Ton „der Canzel, der Dogmatik und der neuen „Aesthetik nicht unterschieden. Sie sind „hier alle unter einander. Weil diese Ver„mischung verschiedener Charakter in einer „Schreibart jetzt fast eine Epidemie unter „den deutschen Schriftstellern ist, die mit „Beyfall gelesen werden; so wird sie weni„ger anstößig seyn.“ Mit Recht nennet sie der Hochwürdige Herr Verfasser, der die vollkommenste Einsicht in die Natur der Sprachen hat, eine Epidemie. Leider gehen viele Redner, mit dieser epidemischen Krankheit behaftet, auch auf die Canzel. Soll es etwan eine Kunst seyn, auch hier einen ästhetischen Vortrag zu haben? Kein Vernünftiger wird es davor halten. Aufs höchste wird man Menschen gefallen, die nicht das Wahre beurtheilen können, sondern sich nur hier und da an einem besondern Worte ergötzen. Die Lesung einiger Poeten, und eine Anlage zu tändeln, macht meines Erachtens den ganzen ästhetischen Redner aus.

Der

Der Witz wird nirgends so übel angebracht, als auf diesem Lehrstuhle. Was vor Mühe giebt man sich nicht, unnatürlich zu werden?

Der Ausdruck kann das Herz eines Redners am meisten verrathen. Schwülstige Redensarten sind Kennzeichen von dem Stolze eines Redners, und wie viel verliert er, wenn der Zuhörer glaubt, er höre sich selbst gerne? Die Natur der Rede bleibt die Mittelstraße, sie entfernt sich von dem Ausdrucke des Pöbels, und vermeidet den Contrast aufgeblasener Wendungen, sie kriecht nicht, aber sie klettert auch nicht.

Ein Redner kann darinnen seine größte Stärke beweisen, wenn er eine gute Unterscheidungskunst, in Absicht der vorhabenden Sache, beweiset. Eine andere Sprache führt er im Erklären, eine andere im Beweisen, eine andere im Bewegen. Die Absicht bey den Erklärungen ist, das Schwere leicht, das Dunkle deutlich zu machen. Es ist also ganz natürlich, daß die Erklärungs-Hand-

lung weder Figuren, noch prächtige und künstliche Redensarten verträgt. Je planer und deutlicher sich der Redner erklärt, je natürlicher handelt er. Die leichteste Art, sich auszudrücken, ist hier die beste. Er thut selbst wohl, wenn er hier langsamer redet, als in den übrigen Redebeschäftigungen. Es ist dieses eine Pflicht, die nicht nur der Natur der Erklärung eigen ist, sondern welche auch alle große Redner beobachtet haben, wenn man auf ihren Vortrag Achtung giebt. Nichts unnatürlichers kann hier seyn, als wenn die Erklärung mit hohen, dunklen und tropischen Worten und rednerischen Wendungen ausgedrückt wird. Es scheinet alsdenn, als ob man nicht schwere Sachen leicht, sondern leichte Sachen schwer machen wollte. Der Heyland selbst hat sich dieser Art bedienet, wenn er die Gleichnisse erkläret. Im Beweisen kann man schon dem Zuhörer und Leser mehr zu denken geben. Die Anwendung erfordert einen prächtigern Ausdruck, gehäufte Bewegungsgründe, rednerische Figuren,

guren, Ausrufungen, Fragen, Erinnerungen. Das Herz soll bewegt werden. Die Sprache ist geschwinder und heftiger, sie wird auch, nach Beschaffenheit der Umstände, stärker. Die Mord-Predigten des berühmten Johann Friedrich Meyers sind in dieser Absicht rechte Meisterstücke. Will man davon überzeugt seyn, so lese man nur den Schluß derselben. Die unordentliche Bestimmung der Bewegungsgründe und der Figuren ist sogar in diesem Falle natürlich, weil ein Mensch, der im Affekte ist, gleichsam hingerissen wird, und nicht auf die Ordnung Achtung geben kann, sondern also redet, wie das Herz spricht.

Ich bin überzeugt, daß ein Redner untersuchen muß, zu welcher Art er von Natur am meisten aufgelegt sey. Dieser hat eine Stärke im Erklären, jener im Beweisen, ein anderer im Bewegen. Er thut wohl, wenn er sich also einrichtet, das, worzu er am meisten geschickt ist, auch am meisten anzubringen. Er kann seinen Plan darnach einrichten, der Zuhörer wird allemahl erbauet wer-

den,

den, der Redner gefallen. Die Natur ist gewiß in Austheilung ihrer Gaben nicht so geizig, daß sie nicht einem jeden etwas Vorzügliches geben sollte. Wenn wir uns nur kennen lernen, und ihrem Leitfaden, und nicht unsern Vorurtheilen, folgen.

Es ist der menschlichen Natur eigen, dasjenige am natürlichsten vorzutragen, wovon man selbst überzeugt ist. Wie unnatürlich handelt ein Redner, wenn er andere zu etwas bereden will, davon sein Herz selbst nichts fühlet. Ich merke an, daß die Reden des Cicero da am stärksten sind, wo der Vorwurf ihm am meisten am Herzen liegt. Es ist, als wenn sich seine Beredsamkeit verdoppelte, wenn er von dem Ansehen des Römischen Volks, von der Boßheit ihrer Unterdrücker, und von der Aufrechthaltung der Gesetze handelt. Aus diesem Gesichtspunkte sind meines Erachtens die Philippischen Reden wider den Antonius die stärksten. Es redet hier der Patriot. Er redet wider Bürger, die das System der Repu-

blick untergraben wollen. Er sucht die Beweiß- und Bewegungsgründe nicht; der patriotische Geist häufet sie selbst, daß es scheinet, als wollte jedes Argument immer vor dem andern seyn, so, daß sie sich gleichsam drängen.

Was in der politischen Beredsamkeit hier gilt, muß noch mehr in der geistlichen gelten. Wer von der Wahrheit selbst überzeugt ist, dem öfnet sie auch den Mund, schön von ihr zu reden. Man lasse einen Redner von den Wahrheiten der Religion sprechen, wenn er selbst nicht davon überzeugt ist, so wird alles nach der Kunst schmecken, und man wird Geist und Kraft vermissen. Arnd und Müller reden deswegen so natürlich schön vom Glauben und der Liebe GOttes, weil sie vermuthlich dieselbe recht kannten, und sie in ihren Herzen empfanden. Woher kömmt es, daß geistliche Redner, wenn von der Auferstehung der Todten, von der Vorsehung GOttes und von den Pflichten die Rede ist, mehr Geist verrathen, als wenn sie von der Wieder-

dergeburth, Glauben und der Liebe GOttes handeln? Vermuthlich daher, weil bey dem ersten mehr Demonstration kann angebracht werden, und zu dem letztern mehr Empfindung gehöret.

Es wird ein Redner also am besten thun, wenn er erst sich, und alsdenn den andern prediget, nach der Ermahnung des Apostels: daß du dich, und die dich hören, seelig machest. Er wird zu seinem Endzwecke gelangen, wenn er die Wahrheit, von der er reden soll, vorher selbst an sich anwendet. Wie natürlich wird es ihm werden, wenn er von der Liebe GOttes reden soll, und er überlegt vorher, wie sich die Liebe GOttes besonders an ihm erwiesen habe. Er wird es thun durch Betrachtung der mancherley Proben der Liebe GOttes. Er wird seine Fehler dabey erkennen; wie leicht wird es ihm alsdenn seyn, die Fehler und Schwachheiten gegen die Liebe GOttes an seinen Zuhörern zu bemerken. Er wird die Bewegungsgründe, GOtt zu lieben, seiner eignen Seele erst vor-

halten, und so wird das Geschäfte, sie seinen Zuhörern einzuschärfen, leichter werden. Ich weiß gewiß, der Zuhörer wird alsdenn nicht das Urtheil fällen können: Der Mann redet schön von der Liebe GOttes; allein es ist ihm nicht natürlich, es ist, als wenn es nicht sein Ernst wäre. Auf diese Art wird er auch mit andern Wahrheiten verfahren.

Ein Redner hat zum Beweise seines Vortrags ein weitläuftiges Feld vor sich. Er kann nie unnatürlicher und matter werden, als wenn er keine Wahl in den Beweiß- und Bewegungsgründen anstellt, und sie nicht in die Ordnung setzt, und an den Ort, wo sie hin gehören. Ein Beweißgrund kann gut seyn, und kräftig beweisen, er stehet aber nicht am rechten Orte, so verliert er. Ein Bewegungsgrund kann stark seyn, er wird aber nicht zur rechten Zeit angebracht, so wird er matt und unnatürlich.

In den Reden des Cicero findet man, daß er allemahl die stärksten Gründe zuletzt nimmt, und gleichsam dadurch der Sache den letzten

Nachdruck giebt. Setzt man die stärksten Gründe voraus, so ist es, als wenn die schwächern alle überflüßig wären; sie ermüden den Zuhörer. Die Natur liebt die Ordnung, und gehet Stuffen-weise. Die Beobachtung dieser kleinen Anmerkung wird einem Redner viel Nutzen schaffen.

Man siehet also hieraus, wie viel ein Redner zu beobachten habe, wenn er nicht in das Unnatürliche fallen will. Ich will mich bey dem Natürlichen und Unnatürlichen an seinem Aeußerlichen nicht aufhalten, weil solches am meisten in die Augen fällt, auch in den Anweisungen zu predigen gelehret wird. Dieß einzige will ich hinzu setzen: Die Beschaffenheit unsers Leibes, Sprache und der übrigen äußerlichen Verfassung muß dem Redner eine Anleitung geben, wie er in der Wahl der Schreibart verfahren soll. Cicero hat größtentheils lange Abschnitte und Perioden; Chrysostomus spricht kurz, und ist voll von Gedanken. Ein Redner wird sehr unnatürlich werden, wenn er sich ein Muster

er-

erwählet, das wider die natürliche Anlage seiner Sprache und Odem ist. Alle seine Bemühungen werden endlich vergebens seyn, wenn er nicht das menschliche Herz in seinen Bewegungen, Schlüssen, Tugenden und Lastern kennt. Er kann also nie genung Achtung auf sein eignes geben, um dadurch das Herz seiner Zuhörer kennen zu lernen. Er wird dadurch geschickt, den Eindruck der Wahrheiten zu verstehen, die Tugend angenehm zu machen, ohne sie als einen Zwang vorzustellen; die Laster zu bestrafen, ohne unhöflich zu werden, oder in den beissenden, und auf dem Lehrstuhle übel angebrachten Witz der Satyre zu fallen, von deren Freunden Qvinctilian spricht:

Minimis etiam inuentiunculis gaudent, quae excussae risum habent, inuentae facie ingenii blandiuntur.

IV.

Das Natürliche und Unnatürliche bey den Dichtern.

Boileau.

Phébus, dés que je parle, est prêt à m'exaucer:
Mes mots viennent sans peine, & courent se placer.

Ich wage mich an die sogenannte Göttersprache. Der Grund ihrer Schönheit ist die Natur. Es wird kein Dichter gefallen, der nicht die Worte des Boileau, den ich jetzt angeführet habe, auf sich anwenden kann. Wird es ihm schon sauer, ein Dichter zu werden, so thut er am besten, er wird keiner, und überläßt es denen, welchen der Apollo günstiger ist. Die Natur muß hier alles thun.

Reguln werden in der Dichtkunst am schlechtesten angebracht, aufs höchste dienen sie darzu, Fehler zu vermeiden, schön und mit Geschmack zu dichten, werden sie niemand lernen.

nen. Ein dichterischer Syntax ist etwas Lächerliches. Natur und Lesen thut hier alles, und dennoch muß ein guter Unterscheidungs-Geist damit verbunden werden. Die Zeiten, die Sitten, der Geschmack ändert sich. Die Dichtkunst hat gar zu viel Gegenstände, sie ist so vielen Ausweichungen ausgesetzt. Niemand streitet so sehr um den Beyfall, als die Dichter. Alle wollen Geschmack haben. Jeder weiset dem andern seine Fehler, und glaubt, er sey allein schön. Es muß doch schon zu den Zeiten des Horaz also gewesen seyn, denn er spricht:

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent scribentes, & se venerantur.

Die Leser selbst sind von verschiedenem Geschmacke. Mancher kann sich an dem Stopp nicht satt lesen, und jähnet bey dem Haller. Einer liebt den Hexameter, der andere die Reime. Es ist also gewiß nicht leicht, ja fast unmöglich, etwas Entscheidendes hierüber zu sagen. Es ist auch dieses meine Absicht

nicht, sondern ich will mich nur erklären, in wie weit das Natürliche und Unnatürliche bey den Dichtern in die Augen fällt.

Der Dichter wird also natürlich bleiben, wenn er sich und seinen Vorwurf nicht verkennt. Sich muß er kennen, ob ihm die Natur die Gabe zu dichten geschenkt habe, und zu welcher Art von Gedichten sie ihn besonders geschickt gemacht habe. Sittengedichte, Fabeln, Heldengedichte, Lobgedichte, Trauerreden, alle erfordern fast einen besondern Mann. Manchen siehet man es schon am Gang, Mienen und Geberden an, daß er zu Sonnets und kleinen Tändeleyen gemacht sey. Seinen Vorwurf muß er niemahls aus den Augen lassen, sonst wird man allzeit etwas Widerwärtiges, bey Lesung seiner Gedichte, empfinden.

Es ist unmöglich, das Natürliche und Unnatürliche in jeder Art von Gedichten zu zeigen; es würde zu weitläuftig seyn, wider meine Absicht, hiernächst auch überflüßig, denn wir haben Critiken genung über die

Dichtkunst. Es sind also nichts, als einige Anmerkungen, die ich bey Lesung verschiedener, und vornehmlich der lateinischen Dichter gemacht habe, nach welchen man einigermaaßen einen kurzen Begrif von dem Natürlichen und Unnatürlichen bey den Dichtern erhalten kann.

Die Absicht eines Dichters muß seyn, Nutzen oder Vergnügen zu schaffen, oder auch beydes zugleich. Wenn er diese Absicht vor Augen behält, so wird er allemahl natürlich bleiben. Die moralischen Gedichte, worunter auch die Fabeln und Satyren gehören, haben hierinnen einen Vorzug. So verächtlich, als die Fabeln von manchem gehalten werden, der noch keinen Versuch darinnen gethan hat, und sie vor Kinderey hält, so schwer sind sie, und so geschickt, die Sittenlehre kurz, angenehm und praktisch zu machen. Ich halte immer davor, Aesop stiftet mehr Gutes, als Horaz und Ovid, er erreicht auch die Absicht eines Dichters mehr, als jene, obgleich jene mehr Schönes, in Ansehung

des Ausdrucks, haben. Satyren, wenn sie nicht die Liebe und Ertragung des Nächsten beleidigen, nützen und vergnügen. Es ist aber wider die Natur der Satyre, wenn Boileau sogar Personen mit Nahmen nennt. Nichts lauft wohl mehr wider die Natur und Absicht der Dichtkunst, als wenn sich Menschen damit abgeben, Sachen zu schildern, die weder einen Nutzen, noch bey gesitteten Menschen ein Vergnügen stiften.

Hierunter rechne ich die unflätigen Gegenstände, vor die die Göttersprache zu gut ist. Ein solcher Dichter erniedrigt sich unter den Pöbel, der gewisse Dinge ohne Schaamröthe nicht in Prosa sagt, welche der Dichter mit großem Fleiß in gebundener Rede aufsetzt, und dem Drucke überläßt. Man wird sagen, das ist ja nicht unnatürlich, sondern natürlich! Es ist aber widernatürlich, und wider die Absicht eines Gedichts, das zwar vergnügen, aber nur edle und nicht thierische Empfindungen hervor bringen soll. Ovid, Günther, Hofmannswaldau werden aus die-

ser Ursache selbst andern Dichtern mißfallen. Der Dichter decket das auf, was die Natur verdeckt wissen will.

Ein Dichter muß dichten, aber nicht offenbare Unwahrheiten sagen. Wenigstens müssen diese Unwahrheiten nicht widersprechend seyn. Handelt er wider diese Regul, so denkt er unnatürlich. Ovid hat in seinen Verwandlungen dieses beobachtet. Sie sind Erfindungen, aber er weiß ihnen einen solchen Anstrich zu geben, daß sie wenigstens nichts Widersprechendes zu haben scheinen. Der Widerspruch bestehet aber nicht in den sonderbaren Erfindungen, sondern in der widersprechenden Denkungsart des Dichters.

Der Gedanken, daß Dichter entweder gar nicht die Wahrheit reden, oder sie übertreiben, verursachet unstreitig den Eckel, den man vor Lob- und Gelegenheits-Gedichte unvermerkt empfindet. Sie sind zur Gewohnheit worden, es sind fast mehrentheils einerley Gedanken in denselben, wenn man sie skeletiret. Sie werden bezahlt, der Dichter kennt

wohl die Person nicht einmahl, die er im Nahmen eines andern vors Geld lobt. Es ist lächerlich, wenn man heute das Glück einer Ehe in gebundener Schreibart bis zum Himmel erhebet, deren Interessenten sich in vier Wochen wieder scheiden lassen. Niemand erhält ein Amt, so hat er es nach dieser Sprache schon längst verdient. Ist es ein Großer, so wollen die Musen vor Vergnügen ganz verwirrt werden. Stirbt jemand, so ist es der größte Menschenfreund, Patriot und so ferner; der Tod wird herunter gemacht, die Welt beklagt. Ein guter Dichter wird sich niemahls mit solchen Kleinigkeiten abgeben, und die es thun, gehören meines Erachtens in die Zunft der sogenannten Groschenweiber, die in manchen Städten sind, welche hinter den Leichen hergehen, und die Verstorbenen loben, ob sie sie gleich nicht gekannt haben, und davor einen Groschen bekommen. Das Lob eines solchen Dichters ist eine wahre Beschimpfung vor einen würdigen Mann, denn der Dichter lobt aus Absichten. Was

wider

wider die Wahrheit läuft, läuft allemahl wider die Natur, und wenn die Gedanken noch so schön sind, so verlieren sie, wenn ich weiß, daß sie sich nicht zu dem Vorwurfe schicken. Ein Dichter muß dichten, aber nicht lügen.

Die Dichtkunst hat mit der Mahlerey einerley Gesetze. Dieser drückt mit Worten aus, was jener mit dem Pinsel ausdrückt. Je näher der Dichter der Mahlerey kömmt, je natürlicher dichtet er. Wenn ein Bild gleich schön gemahlt ist, es gleichet aber dem Original nicht, so spricht jedermann, es ist schlecht getroffen. Von dem Dichter sagt man, er hat gelogen. Wenn ein Mahler eine Geschichte vorstellt, so bestehet das Natürliche in derselben darinnen, daß ich mir, bey Betrachtung des Stücks, die vorgestellte Sache so vorstellen kann, wie sie in der That ist. Ein Poet beschreibt diese Züge mit Worten, und indem man ihn lieset, so ist es nicht anders, als wenn man die Sache mit Augen sähe. In dieser Kunst zu schildern und zu mahlen hat es meines Erachtens Zachariä

weit gebracht. Seine scherzhaften Heldengedichte sind ein Beweiß davon. Es kömmt bey einem Dichter nicht allemahl darauf an, daß der Vorwurf prächtig sey, sondern auf die Art und Weise, sie zu schildern. Der Vorwurf bey diesem Dichter sind nur Kleinigkeiten, der ganze Entwurf, wenn man ihn zergliedert, fast gar nichts, und doch werden wir hingerissen. Die Charaktere der vorkommenden Personen sind natürlich, die Sprache denselben gemäß; körperliche Dinge sind so beschrieben, daß sie mehr gemahlt, als beschrieben zu seyn scheinen. Eine Küche, eine Dorfschule sind Kleinigkeiten, auf die wir im gemeinen Leben nicht einmahl Achtung geben; wenn sie aber dieser Dichter beschreibt, so empfinden wir etwas, das wir sonst bey diesen Dingen nicht empfinden. Selbst in seinen Oden herrschet dieses Natürliche. Wenn er den Abend besingt, so setzt er unter die Beschreibung desselben folgende Schilderung:

Der Landmann, dessen stille Hütte
Der Gott des Schlafes gern bewohnt,
Tritt vor die Thür mit schwerem Schritte,
Und siehet jähnend in den Mond.

Ein kleiner zufälliger Umstand des Abends! Wie schön wird er aber nicht, wenn wir denselben nach dieser Mahlerey im Original sehen. Würde wohl ein Mahler den Abend besser vorstellen können, als wenn er den Himmel mit dem Monde mahlte, dem Stücke ein abendliches Ansehen gäbe, unten eine Bauerhütte anbrächte, vor derselben einen Bauer in einer ausdehnenden Stellung, der halb schläfrig faul in den Mond siehet, den Mund aufsperret und jähnet? Das ist der Charakter eines natürlichdenkenden Dichters, wenn er der Mahlerey so nahe kömmt.

Die Natur liebt die Kürze, und hat einen Eckel vor Ausschweifungen. Ein Dichter wird also der Natur am nächsten kommen, wenn er kurz ist. Die Kürze muß aber so beschaffen seyn, daß dadurch die Deutlichkeit nicht wegfällt. Zu viel in einem Bilde,

macht das Bild eckelhaft, zu wenig, macht es undeutlich. Wenn Perseus sagt: Nec te quaesiueris extra, so ist der Gedanke kurz, aber ein wenig dunkel. Wenn Boileau eben diesen Gedanken also ausdrückt: Nous cherchons hors de nous, nos vertus & nos vices, so ist er kurz und auch deutlich. Horaz ist aus diesem Gesichtspunkte hauptsächlich schön. Will man davon überzeugt seyn, so mache man einen Versuch, ihn zu übersetzen, so wird man gewahr werden, daß man viel mehr Worte braucht, die Gedanken zu entwickeln, die in ihm sind, und doch ihn nicht erreicht. Wollte man ein Wort zu seinen Gedanken setzen, so würde es überflüßig seyn; wollte man eines wegnehmen, so würde etwas fehlen. Man halte die Gedichte des Ovids dargegen, so wird man anmerken, daß manches Wort überflüßig sey, zum Exempel, die Wörter dein und mein, ohne welche sich der Sinn doch verstehen liesse, und welche blos des Verses wegen da zu stehen scheinen. Das Ueberflüßige wird nicht nur in Wor-

ten,

ten, sondern auch in Gedanken angemerkt. So bald sich der Gedanke verstehen läßt, so ist alles, was darüber gesagt wird, überflüßig, es sey nun ein einziges Wort, oder ein Gedanke, der mit Bestand des Verstandes weg seyn könnte. In deutschen und französischen Gedichten ist vielmahls der eingeführte Reim an diesem Fehler Ursache, ein Fehler, den zuweilen die größten Dichter nicht vermeiden können.

Die Sprache des Dichters unterscheidet sich von der Prosa hauptsächlich dadurch, daß der Dichter viel erhabner reden muß, als jener. Ist ihm diese Art zu reden natürlich, so macht sie das wahre Schöne in der Dichtkunst aus, wo nicht, so fällt er durch mühsame Aussuchung der Worte in das Schwülstige. Man empfindet es unter dem Lesen eines guten Gedichts, was es heiße: der Dichter denkt erhaben; aber es ist schwer, solches mit Worten zu bestimmen. Es gehet uns eben so bey Beurtheilung eines Gedichtes, als bey Betrachtung eines Gemähldes. Wir

empfin-

empfinden das Schöne, und können uns nicht deutlich genung darüber erklären. Wir lesen vielmahls lauter schöne und ausgesuchte Worte, und es ist doch heimlich etwas Widerwärtiges darinnen, und hergegen etwas dem Ansehen nach Leichtes, und es gefällt. Es folgt also daraus, daß das Erhabene in Gedichten nicht in Worten, sondern in Gedanken bestehe, die dem Gegenstande stets gleich bleiben, und daß Worte ohne Gedanken das Schwülstige ausmachen. In dieser Rücksicht kann ein Dichter schwülstig, und zugleich kriechend seyn. Will man davon überzeugt seyn, so halte man die Oden des Horaz an den Mäcenas, das Gedicht des Despreaux an den König Ludwig, und einige deutsche Oden in gleicher Absicht gegen einander, so wird man den Unterschied zwischen Gedanken und Worten kennen lernen. Die natürliche Anlage eines guten Dichters ist also diese, daß er gut, deutlich, und seinem Vorwurfe gemäß denkt, zu Worten wird alsdenn Rath, ohne sie ängstlich zu suchen.

Ein Gedicht verliert sehr viel, wenn sich der Dichter nicht gleich bleibt. Man merkt es bey vielen Dichtern an, daß der Anfang ihrer Gedichte schön, das Mittel mittelmäßig, das Ende vielmahls schlecht ist. Es ist, als wenn sie der Geist nach und nach verliesse, oder, als wenn sie eileten, damit sie nur fertig werden wollten. Die Gedanken sind erschöpft, die Worte werden matt, der Leser wird müde. Aus allen diesen Anmerkungen wird man einsehen, wie viel zu einem guten Dichter gehöre, was vor natürliche Anlage, Fleiß, Sprache, Unterscheidungskraft, Geist und Wissenschaften. Wie wenig würden sich in dieses Fach wagen, wenn sie dasselbe in seinem Umfange untersuchten!

V. Von

V.

Von der natürlichsten Methode zu studiren.

SENECA.

Nec passim carpenda sunt, nec auide inuadenda vniuersa: per partes peruenitur ad totum.

Man kann sich das Studiren schwer und leicht machen, nachdem die Methode ist, nach welcher solches eingerichtet wird. Diejenige Methode ist wohl die beste, welche uns zu dem Endzwecke am leichtesten führet, und nach unserer natürlichen Anlage sich richtet. Wir haben das schöne Buch des Rollins, von der Art und Weise, die schönen Wissenschaften zu lehren und zu lernen. Ein jeder, der mit Fortgang in seinem Fache arbeiten will, sollte es lesen. Es scheinet also, als ob ich in diesem Hauptstücke etwas Ueberflüßiges sagen würde. Allein, ohne mich damit abzugeben, das Schö-

ne

ne der Wissenschaften zu zeigen, und eine weitläuftige Anleitung darzu zu stellen, oder mich blos auf die schönen Wissenschaften einzuschränken, noch auch, wie jede der höhern Wissenschaften müsse erlernet werden, will ich kurz den Weg der Natur erklären, den sie uns im Studiren überhaupt zeiget, oder welches einerley ist, welches die natürlichste Methode zu studiren sey, auf die ein jeder, welcher keinen Lehrmeister, aber sonst eine gesunde Denkungsart hat, ob er auch gleich nicht von dem Studiren Profeßion macht, nach Anleitung seiner Natur fallen müsse.

Derjenige verdient den Nahmen eines Gelehrten, der viel und deutliche Begriffe von nützlichen Dingen hat. Es fliesset hieraus, daß viel wissen, und nicht deutlich wissen, keine Gelehrsamkeit sey, und daß auch deutliche Begriffe von unnützen und entbehrlichen Dingen uns nicht zu unserm Endzwecke führen. Die Natur befiehlet uns, auf das Nützliche unsere Bemühung zu wenden, und jeden Begrif davon uns so deutlich zu machen, als es

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

dem menschlichen Verstande möglich ist. Wir sind deswegen verbunden, vor allen Dingen zu untersuchen, welche Art von Wissenschaften uns und unserm Nächsten am nutzbarsten werden könne, und alsdenn dieselben deutlich zu fassen. Diesen Endzweck werden wir nicht erreichen, wenn wir nicht den leichtesten, das ist, den natürlichsten Weg darzu erwählen.

Der erste Grundsatz hierbey ist dieser, daß man, ehe man sich an eine Wissenschaft selbst macht, diejenigen Dinge voraus zu erlernen sucht, welche zur Deutlichkeit der Wissenschaften dienen, und ohne welche letztere nicht wohl verstanden werden können. Das ist vors erste die Geschichte überhaupt, und die Geschichte einer jeden Wissenschaft ins besondere. Unsere Natur macht selbst diese Regul. Warum findet sich bey uns das Gedächtniß eher, als die Urtheilskraft, und warum nimmt das erstere ab, wenn die letztere zur Reife kömmt? will sie uns dadurch nicht sagen, daß die Dinge, die mit dem Ge-

dächtniß gefaßt werden, auch die ersten in der Erlernung werden müssen. Es ist also meines wenigen Erachtens ein Fehler, wodurch wir uns den Weg schwer machen, wenn wir eine Wissenschaft mit Erlernung der Sätze und Reguln anfangen, ehe wir eine historische Kenntniß davon haben. Ich will nicht sagen, daß diese Kenntniß ganz vollständig seyn müsse, denn sonst hätten wir in diesem weitläuftigen Felde Zeitlebens zu thun, sondern ich behaupte nur, daß wir das Nothwendigste der Geschichte, die in eine Wissenschaft einschlägt, wissen müssen, ehe wir die Wissenschaft selbst antreten. Um von dem Kleinen anzufangen, so sollte der Natur gemäß ein jeder, der das Christenthum lehret, seinen Kindern erst die biblischen Historien aus dem Hübner erklären und erzählen, ehe er ihnen eine einzige Frage aus dem Himmelswege oder Catechismus lernete. Wüßte das Kind die Historie, so würde es alsdenn die Fragen nicht nur besser verstehen und behalten, sondern auch viele Fragen zu beantwor-

ten wissen, ohne daß es dieselben aus einem sogenannten Fragebuche gelernet hätte. Ich will solches durch ein kindisches Exempel aus dem gemeinen Leben erläutern. Ich will jedes Bauernkind fragen: Was erhält eine Kindermörderin vor Strafe? so wird es antworten: Sie muß wieder sterben. Woher weiß denn dieses ein solches Kind? es stehet ja in keinem Fragebuche, und es ist auch nicht geschickt, aus den Worten: Wer Menschenblut vergeußt ꝛc. diese Antwort herzuleiten? Es weiß es aus der Erzählung, daß in dem benachbarten Amte eine dergleichen Uebelthäterin also abgestraft worden, und diese Erzählung hat in ihm mehr Eindruck und eine größere Deutlichkeit, als wenn es den Satz auswendig gelernt hätte: Eine Mörderin muß sterben.

Ich will vom Kleinen aufs Größere gehen. Ein Schüler oder angehender Student, dem die Kirchengeschichte nicht wenigstens in Hauptsachen, und daß ich so reden mag, nach der Oberfläche bekannt ist, macht

sich wunderbare Begriffe, wenn er höret: Das ist zu merken wider die Socinianer, Arianer und so weiter, und er weiß nicht, wer sie gewesen, und wenn sie gelebt; ein kluger Lehrer setzt immer voraus, daß jeder seiner Zuhörer wenigstens das Nothwendigste der Geschichte wissen müsse, und er würde, wenn er die Geschichte bey jedem Satze lehren wollte, zu lange aufgehalten werden. Eben so fremde sind wir in den Schulen der Philosophen, wenn wir einen Descartes, Malebranche, Leibnitz nennen hören, und nicht wenigstens einiger maaßen eine historische Kenntniß von ihnen haben. Ein Jurist wird durch die Geschichte seinen Lauf erleichtern, ja wir werden keinen Römischen Autor recht verstehen, wenn wir nicht die Römische Geschichte zum Grunde gelegt haben. Es kömmt nun nach Beschaffenheit der Umstände nicht eben darauf an, alles genau zu wissen, sondern nur das Nothwendigste, und wie viel gewinnen wir, wenn wir uns gewöhnen, die Geschichte pracktisch zu lesen? Man nennet aber das ei-

ne practische Kenntniß der Geschichte, wenn wir nicht blos die geschehenen Sachen lesen, sondern uns aus derselben allerhand nützliche Anmerkungen machen, den Charakter der vorkommenden Personen betrachten, die Triebfedern ihrer Handlungen beurtheilen, die Qvellen des Guten und Bösen entdecken, sittliche Folgerungen machen, und in allen die Spuren der weisen Regierung GOttes bemerken. Wenn wir die Geschichte also lesen, so haben wir noch Nutzen von einer Sache, wenn wir sie wieder vergessen haben; das ist der Eindruck, den die Geschichte in unserer Seele zurück ließ. Gesetzt, es entfällt uns ein Nahme, eine Zeitrechnung, ein Umstand, so bleibt doch das Hauptwerk in uns.

Zu den Werkzeugen, die zur Erlernung der Wissenschaften erfordert werden, gehören die Sprachen, in welchen die Verfasser geschrieben haben. Es ist etwas sonderbares, daß sich mancher ein Verdienst daraus macht, eine Sprache zu verstehen, blos deswegen, weil es eine Sprache ist, und nicht

aus dem Gesichtspunkte, weil er dadurch in den Stand gesetzt wird, eine Wissenschaft verstehen zu lernen. Er bleibt deswegen blos bey der Sprache und ihrer Verbesserung stehen, ohne sie in den Wissenschaften selbst zu brauchen. Je mehr man nun Gelegenheit hat, Sprachen zu erlernen, je mehr wird uns der Weg zu den Wissenschaften erleichtert werden. Es ist an dem, wir haben in unserer Muttersprache fast alle Autors übersetzt, aber wird wohl jemand aus der Uebersetzung den Nutzen haben, den er aus den Qvellen selbst ziehet? Zur Kenntniß der schönen Wissenschaften gehören selbst die neuern Sprachen. Der Terenz läßt lange nicht das Schöne empfinden, wenn wir ihn blos lateinisch lesen, als wir bemerken, wenn wir ihn französisch mit den Noten der Dacier in die Hände bekommen; er erhält in dieser Sprache gleichsam einen neuen Geschmack, und wird den Comödien des Moliere ähnlich. Da die lateinische Sprache einem, der die Wissenschaften liebt, fast unentbehrlich ist, und

weil sie gleichsam die Muttersprache der Gelehrten worden ist, so sey mir es erlaubt, einige Anmerkungen, in Ansehung der Methode, sie zu erlernen, zu machen.

Es ist meines Erachtens ein Fehler, den man in Ansehung der Lernenden begehet, daß man keinen Unterschied unter denselben macht, und von jedem verlangt, daß er sie eben so regulmäßig, eben so schön, wie der andere, erlernen soll. Man bringt viel Jahre mit Erlernung der Reguln und Erklärung der Autors zu, wo größtentheils nur auf die Worte, und nicht auf die darinnen befindlichen Realitäten, gesehen wird. Bey den wenigsten wird der Endzweck erreicht, und bey denen er noch erreicht wird, so erstreckt er sich doch nicht weiter, als daß sie nun die Sprache können, und schön können. Die meisten, die dereinsten nicht ihr Brod davon zu haben denken, werden es überdrüßig, und bekommen einen rechten Eckel davor. Wir fangen mit der Grammatik an, und bringen eine ganze Zeit mit Auswendiglernen der Reguln

zu, ehe wir zur Erklärung eines Buchs kommen. Das Unnatürlichste dabey ist vielmahls dieses, daß wir wohl gar eine Grammatik erwählen, die in lateinischer Sprache geschrieben ist, in einer Sprache, die wir noch nicht verstehen, wir lernen die Reguln auswendig, wie man in den Jesuiter-Schulen die philosophischen Erklärungen lernt, ohne zu wissen, was sie heißen. Gerade, als wenn ich einem, der hebräisch lernen sollte, eine Grammatik in die Hand geben wollte, die in hebräischer Sprache geschrieben wäre, von der er bey seinem Antritt noch kein Wort verstünde.

Die natürlichste Methode meines Erachtens, das Latein zu lernen, wäre, wenn man zwey Classen von Schülern machte, eine, die es dermahleinst andern wieder lernen sollte, und diese müßten bey der jetzigen Methode bleiben, die andern, welche die Sprache nur in so weit lernen, daß sie ein Buch darinnen verstehen könnten, und mit diesen würde man umgehen, wie ein kluger französischer Sprach-

meister es macht, der, wenn das Lesen vorbey ist, gleich mit dem Erklären den Anfang macht, es vorerklärt, und dem Schüler es nacherklären läßt, bey der Erklärung die Reguln anmerkt, die leichtesten zuerst, die schwererern zuletzt, und täglich dabey etwas aus der Grammatik, besonders die Deklinationen, Conjugationen und Wörter, auswendig lernen läßt. Man müßte darzu freylich im Anfange keine schweren Autors nehmen, es läge auch nichts daran, ob sie zierlich, oder nicht zierlich geschrieben wären, genung, wenn der Endzweck, ein Buch zu verstehen, erlangt würde. Was würde es schaden, wenn man mit dem Kempis, mit des Gerhards heiligen Gedanken, und mit Hutters Lehrbuche den Anfang machte? Wäre man geschickt, leichte Autors zu verstehen, so könnte man alsdenn zu schwerern schreiten, die Reguln erweitern, und auch das Zierliche kennen lernen. Nach dieser Methode würde man in kurzer Zeit den Endzweck erreichen. Ich glaube auch, ein solcher Lehrling würde eine

Kenntniß der Wissenschaften erlangen, ein Philosoph, ein Staatsmann werden, ja Land und Leute regieren können, ohne die Reguln der Grammatik wörtlich auswendig zu können; und gesetzt, er machte einmahl einen Schnitzer, so würde sich wohl niemand als ein stolzer Pedant über ihn aufhalten. Mit Leuten, die zu Lehrern der Wissenschaften bestimmt seyn, ist es ein anders. Die strenge Schule ist vor solche die beste, und es ist bey ihnen nicht genung, daß sie diese Sprache verstehen, und sich darinnen erklären können, sondern es erhöhet ihren Werth und Ansehen, wenn sie sich auch schön erklären. Es ist freylich ein Unterschied unter der Schreibart des Lactanz und eines andern Kirchenlehrers. Unterdessen sind dieses nur Gedanken, es kann seyn, daß ich mich irre, und daß sie nicht möglich zu machen sind.

Ich gehe also weiter, und komme auf den Satz, daß es die Natur der Wissenschaften erfordere, diejenigen Dinge zuerst vorzunehmen, welche unsern Verstand aufräumen,

die Urtheilskraft schärfen, und uns richtig denken lernen. Wenn die Mathematik, und besonders die Geometrie, sonst keinen Nutzen hätte, so sollte man sie blos deswegen hochschätzen. Sie ist das bey den Wissenschaften, was das Zeichnen bey den Handwerkern ist. Man kann alle Aufgaben und ihre Auflösung vergessen, man kann nicht mehr im Stande seyn, einen Winkel zu machen, so hat man doch noch Nutzen genung von ihr, wenn nur ihre Art zu denken zurück und übrig bleibt. Die größten Philosophen haben es der Mathematik zugeschrieben, wenn sie andere im Scharfdenken übertroffen haben. Eine gesunde Logik ist die Schwester von ihr.

Die Wissenschaften sind ein sehr weitläuftiges Feld, wer sich ohne Ordnung und Wahl in dasselbige wagt, wird gleichsam furchtsam gemacht, daß er zurück gehet. Es ist also die natürlichste Methode, daß wir sie erstlich im Kleinen kennen lernen. Ich mag in der Natur ansehen, was ich will, so werde ich gewahr,

wahr, daß sie sich nach und nach entwickelt. Will sie uns nicht dadurch eine Anleitung geben, wie wir in der Bearbeitung unsers Verstandes verfahren sollen? Es ist derselben eben so gemäß, von dem Kleinen aufs Große zu gehen, als stückweise aufs Ganze zu kommen. Ist es also nicht natürlich, zu erst das Skelet einer Wissenschaft kennen zu lernen, ehe man den ganzen Körper vor sich nimmt? Die natürlichste Methode, eine Wissenschaft zu studiren, ist also wohl diese: Wenn wir vor allen Dingen untersuchen, aus was vor Theilen sie zusammen gesetzt sey, dasjenige anmerken, worinnen das Hauptwerk derselben bestehe, und sie uns im Kleinen bekannt machen, ehe wir an die völlige Entwickelung denken. In dieser Absicht wird man in seinem Verstande Compendien aus Compendien machen. Wie unnatürlich ist die Methode derjenigen, die sich in ein weitläuftiges Feld einlassen, ehe sie gleichsam den rechten Gesichtspunkt des Kleinen von dem Ganzen erlangt haben. Sie entfernen

fernen sich von der Kenntniß der Fächer, in welche jede Sache gehöret. Ein Baumeister macht zuerst einen Riß, alsdenn wird das Gebäude aufgesetzt, zuletzt erstlich ausgebauet. So viel, als es sich thun läßt, sollte man sich Tabellen von jeder Wissenschaft machen, welche den Grundriß des Ganzen enthielten. Die Erweiterung derselben würde alsdenn durch fleißiges Lesen bewerkstelligt werden. Man würde alsdenn gleich wissen, in welches Fach ein jedes gehörete.

Was die schönen Wissenschaften anlangt, so scheinen sie hier eines Theils eine Ausnahme zu fordern. Poesie und Beredsamkeit lassen sich nicht leicht in Reguln bringen, aufs höchste können wir dadurch Fehler kennen lernen. Das wahre Schöne kann nur empfunden, und nicht wohl gelernt werden. Ein Mahler wird mehr lernen, wenn er einen schön gemahlten Kopf vor sich nimmt, und ihn betrachtet, das Schöne daran wahrnimmt, und die noch übrig gebliebenen Fehler bemerket, als wenn ihn sein Lehrmeister mit vielen

Reguln der Mahlerey martert. Man nehme ein gut Original der Dichtkunst und Beredsamkeit vor sich, man lese es, man lese es oft, man bemerke das Schöne auch im Kleinen, bleibt man ohne Empfindung, so ist es ein gewisses Merkmahl, daß man von der Natur weder zum Dichter, noch zum Redner bestimmet sey. Wie viel würden von der Gewohnheit zu dichten abgehen, wenn sie diese Methode beobachteten, und dadurch gewahr würden, daß sie keinen Beruf darzu hätten?

Jeder Handwerksmann braucht Werkzeuge, die Werkzeuge eines Gelehrten sind Bücher. Es ist seine Pflicht, sie kennen zu lernen, und wie schwer ist nicht die Wahl bey einer so ungeheuren Menge? Ich glaube, daß man allein mit den Poeten einen Laufgraben ausfüllen könnte. Es ist ein Vorurtheil, wenn man durch viel Bücher glaubt gelehrt zu werden. Das hat schon Seneka und andere eingesehen. Wenig und gute Bücher oft gelesen, stiften mehr Nutzen.

For-

Formey und Stockhausen haben einen Entwurf zu einer kleinen und auserlesenen Bibliothek gemacht. Ich halte davor, daß man sich auch hier noch könne ins Kleinere ziehen, um Geld und Zerstreuung zu ersparen, wenn man nur solche Bücher kaufte, die man immer lesen, und sich gleichsam eigen machen wollte. Die Natur liebt den kürzesten Weg, der aber stets betreten werden muß.

Daß viel Bücher wenig Nutzen schaffen, beweißt die Erfahrung. Wir haben niemahls so viel Schriften von der Erziehung gehabt, als in diesem Jahrhunderte, und niemahls so schlechte Erziehung, so viel Verschwender, Betrüger, Banqverouteurs, Gotteslängner und Freygeister, als eben jetzt. Die Alten lasen den Salomo, den Plutarch und Xenophon, sie waren damit zufrieden, und ohne Künsteley zogen sie gute Leute nach ihren Grundsätzen. Cicero erwählte den Demosthenes zum Original, und ward ein Redner; Virgil den Homer, und ward ein Poet. Wir gehen in weitläuftige Bibliotheken

theken jeder Art, und selten wird ein Original geschaffen. Wenn ich also einen guten Freund hätte, und er bäte mich, ich sollte ihm einen Entwurf zu einer kleinen Bibliothek machen, so würde ich ihm, ohne mich in die höhern Wissenschaften, als Gottesgelahrheit, Rechtsgelehrsamkeit und Arzneywissenschaft, einzulassen, als welche freylich vor einem, der sie gründlich studiren will, ihren besondern Vorrath, wegen der verschiedenen Dinge, die da hinein schlagen, verlangen, folgenden Rath geben: Erstlich überzeugt euch von der Wahrheit der heiligen Schrift, und darzu kauft Hollmanns überzeugenden Beweiß von GOtt und der Schrift! Zur Erbauung leset täglich in der Bibel und in Arndts wahrem Christenthum! Kehret euch daran nicht, ob es gleich ein gemeines und bald gar verachtetes Buch wird. Wollt ihr etwas zur Erklärung der Schrift haben, so schafft euch ein gutes Bibelwerk an, dasjenige ist das beste, welches über leichte Sachen nichts oder wenig, über schwere viel sagt. 2) Zur Philoso-

losophie. Wollet ihr einen kurzen Abriß und den Zusammenhang im Kleinen in schönem Latein lesen, und dadurch erkennen lernen, daß das Gründliche auch schön könne vorgetragen werden, so leset des Ernesti initia doctrinae solidioris. Wollet ihr einen hinlänglichen Begrif von der Weltweißheit auf eine leichte Art haben, so kauft Gottscheds Weltweißheit. Wollt ihr darinnen weiter gehen, so nehmt des Wolfs Schriften vor euch. 3) In der Beredsamkeit leset den Cicero, Chrysostomus, Bourdaloue, Bossuet, Saurin und einige Deutsche, die eurer natürlichen Anlage am nähesten kommen, das ist, welche euch am besten gefallen. 4) Unter den Dichtern macht euch Classen. In geistlichen Gedichten ist Brocks der beste. In andern Gedichten sind Horaz und Virgil unter den lateinischen; unter den deutschen: Gellert in moralischen; Haller, Hagedorn und Kleist in verschiedenen Arten; Zachariä in der mahlerischen Dichtkunst, daß ich sie also nennen mag, die vornehmsten. Im Hel-

dengedichte lasse ich es auf euren Geschmack ankommen. Es sind deren wenig, und alle in ihrer Art gut. Verstehet ihr die neuern Sprachen, so ist unter den Italiänern Tasso, unter den Engelländern Pope, und unter den Franzosen Boileau und Voltaire zu erwählen. Letztern leset aber nicht eher, als bis ihr von der Religion Ueberzeugung genung habt. 5) In der Historie nehmt zum Skelet den Freyer, und zur Erweiterung eurer Erkenntniß Histoire universelle de Puffendorf. 6) Unter den moralischen Schriften, in welchen Geschmack herrschet, ist Charron de la sagesse, und Caractéres de la Bruyére zu empfehlen. Ueberdem giebt es noch viel gute in jeder Art, die ihr aber unmöglich alle anzuschaffen im Stande seyd, unter welchen des Grafen Teßins nicht die letzten seyn sollen. Hüthet euch aber vor solche Schriften, die zwar mit Geschmack geschrieben, aber der Religion und Tugend zuwider sind. Rechnet darunter Lettres Juives, Persanes, Chinoises und eine Menge Romans, darunter

Gußmann von Alvarache und Gil-Blas und einige Englische die erträglichsten sind. Was hilft es euch, einen artigen Einfall gelesen zu haben, wenn er euch eine Art von Unruhe zurück läßt. 7) Zur Belustigung in den Werken der Natur dienen euch die Schriften des Reaumur. Um nun in allen diesen besser fortzukommen, so kauft euch von jeder Sprache ein gutes Lexicon, und zum Hülfsmittel in den Wissenschaften Stollens Historie der Gelahrheit. Das ist meines wenigen Erachtens eine kleine, und zur natürlichsten Methode geschickteste Bibliothek. Sie bestehet aus nicht mehr, als dreyßig Werken, die Wörterbücher ausgenommen. Ich setze zum Voraus, daß einer nothdürftig auch die Geographie verstehet. Wer diese Bücher oft und stets lieset, wird geschickt werden, das Wahre und auch das Schöne in den Wissenschaften kennen zu lernen, es wird ihm alsdenn auch unverwehrt seyn, andere Schriften zum Zeitvertreib und zur Erweiterung seiner Kenntniß durchzublättern. Er wird

frey-

freylich dadurch noch kein Gelehrter, aber er erlangt doch eine Anlage, es zu werden.

Die natürliche Methode zu studiren erfordert nicht nur das Lesen, sondern hauptsächlich, das Gelesene zu überdenken. Seneka spricht schon: Nusquam est, qui vbique est. Es muß also das, was wir lesen, recht überdacht, und gleichsam verdauet, und in geistische Lebenssäfte verwandelt werden. Diese Beschäftigung, den Sachen nachzudenken, sie zu vergleichen, und nach der Empfindung und Erfahrung zu prüfen, macht unsere Erkenntniß recht brauchbar. Das Allernatürlichste in dieser Methode aber ist, daß wir diejenige Art von Wissenschaften erwählen, zu der wir von Natur am meisten aufgelegt seyn, wovon in dem folgenden Hauptstück soll gehandelt werden.

VI.

Von der Art und Weise, sein Genie kennen zu lernen.

Horaz.

Tu nihil inuita dices faciesue Minerua.

Die Selbsterkenntniß ist der Weg zu den menschlichen Vollkommenheiten. Wir lernen durch sie unsere Stärke und Schwäche, unsere Fehler und Tugenden kennen. Ich glaube also nicht unrecht zu thun, wenn ich sie als ein Mittel angebe, zur Erkenntniß des Natürlichen und Unnatürlichen, so in uns ist, zu gelangen. Es verhält sich dieses letztere zu der Selbsterkenntniß überhaupt, wie ein Theil gegen das Ganze.

Ich nenne das Natürliche, so in uns ist, das Genie. Ein fremdes Wort, welches aber gleichsam das deutsche Bürgerrecht erhalten hat, das jedermann verstehet, und weil ich kein deutsches Wort finden kann, welches eigent-

eigentlich auf einmahl das ausdrückt, was das Wort Genie sagt. Ich will es also beybehalten. Man ist auch verbunden, sage ich, sein Genie kennen zu lernen, und zu untersuchen, zu welchen Wissenschaften wir von Natur am meisten aufgelegt seyn. Der Mangel dieser Untersuchung wird uns in große Verlegenheit, in vergebene Arbeit, und in einen endlichen Eckel vor die Wissenschaft setzen, die wir nicht untersucht, nur von ohngefähr vor uns nehmen. Die Prüfung selbst wird uns die Sache angenehm, leicht und möglich machen; ja wir können dabey auf einen gewissen Grad der Vollkommenheit Rechnung machen, wenn wir nicht durch äußerliche Umstände gehindert werden. Es ist dieses eine so bekannte Sache, daß es überflüßig seyn würde, ein mehreres von dieser Pflicht zu sagen.

Ich verstehe unter dem Genie unsere natürliche Anlage, oder die Stärke und Schwäche, ingleichen den Hang unserer Seelen- und Gemüthskräfte. Es gehören darzu nicht allein

lein die obern, sondern auch die untern. Besonders hat man hier viererley zu untersuchen, das Gedächtniß, die Einbildungskraft, das Maaß des Verstandes, und ich setze noch hinzu die Empfindungen, welche gleichsam Kinder der erstern seyn. Man merke wohl an, daß ich sie nicht in einem logikalischen Verstande nehme, sondern als klare, doch undeutliche Urtheile unserer Seele über das Schöne. Sie sind etwas, ich weiß selbst nicht was? sie lassen sich empfinden, und nicht so leicht erklären, daher entstehet auch ihr Nahme Empfindungen.

Ich will mit dem Gedächtniß den Anfang machen, eine Kraft der Seelen, die einem, der sich auf Wissenschaften legt, noch mehr unentbehrlich ist, als einem jeden, der im gemeinen Leben fortkommen will. Es ist nicht zu läugnen, daß die Güte des Gedächtnisses in dem Gehirne seinen Grund hat, wenn dasselbe weich genung ist, die vorkommenden Bilder einzudrücken, welches die Erfahrung dadurch bestätiget, weil bey steigenden Jahren,

wenn das Gehirne fester wird, auch das Gedächtniß abnimmt. Die Stärke und Schwäche seines Gedächtnisses kennen zu lernen, ist nun das leichteste Geschäfte. Wir merken es gar bald, ob es uns leicht wird, etwas zu behalten, oder ob wir viel Mühe brauchen. Nur müssen wir dabey wohl anmerken, ob wir auch das Gelernte lange behalten, oder ob in einer kurzen Zeit dieser Eindruck sich wieder verlieret; denn es ist bekannt, daß viel zwar etwas leicht fassen, aber auch leicht wieder vergessen, andere mehr Mühe brauchen, aber es auch länger behalten. Menschen, denen der gütige Schöpfer durch die Natur ein gutes Gedächtniß gegeben hat, müssen sich hauptsächlich zu denen Dingen wenden, zu welchen Gedächtniß erfordert wird. Das sind Sprachen, die Geschichte, Weltbeschreibung, Zeitrechnung, Wappenkunst und dergleichen, in welchen sie es, vermittelst ihres Genie, weit bringen werden.

Der Verstand, oder die Urtheilskraft, der um so viel steiget, je fester und hitziger das

Gehirne ist, und je mehr er geübt wird, ist die höchste Kraft der menschlichen Seele, und zur reifern Gelehrsamkeit unentbehrlich. Ich kann hierbey nicht umhin, eine Anmerkung anzuführen, welche Skarron, der bekannte bucklichte französische Poet, bey Betrachtung des Verstandes macht. Er giebt vor, die Alten hätten, um das Gehirne der Kinder flüßig und weich zu machen, und dadurch das Gedächtniß zu stärken, denselben viel Butter zu essen gegeben, und um das Gehirne zu reinigen und den Verstand zu bessern, Honig; und will aus dieser Gewohnheit die Weissagung des Jesaias im siebenden Capitel erklären: Butter und Honig wird er essen, damit er wisse Böses zu verwerfen, und Gutes zu erwählen. Ich lasse diesen unschuldigen und witzigen Einfall an seinen Ort gestellt seyn, nur behaupte ich, daß die Alten, wenn sie geglaubt haben, das Gedächtniß und den Verstand auf eine solche Art zu verbessern, in einem großen Vorurtheile geschwebt haben, denn entweder das Gehirne der Alten müßte von

anderer Bauart, als das unsrige, gewesen seyn, oder unsere gemeinsten Kinder müßten, wenn dieses Mittel hülfe, das größte Genie haben. Man vergebe mir diese Ausschweifung, man siehet wenigstens daraus, auf was vor sonderbare Einfälle der Witz geräth, wenn er die Schrift erklären will.

Das Maaß seines Verstandes lernt man kennen, wenn man auf sich Achtung giebt, ob man im Stande ist, einer Sache lange nachzudenken, sie zu zergliedern, zu beurtheilen, auch die Urtheile anderer einzusehen, und in diesem Geschäfte anzuhalten. Es giebt Menschen, die wenig Vergnügen an dem Witzigen haben, desto mehr aber an dem Gründlichen. Man lese ihnen etwas aus einem Poeten vor, sie werden darüber einschlafen. Man gebe ihnen aber ein Exempel aus der Rechenkunst, eine Aufgabe aus der Algebra, sie werden nicht müde werden, wenn sie eine Sache auch hundertmahl durchgehen müssen, und ein rechtes hinreissendes Vergnügen haben, wenn sie es endlich heraus bringen. Diese sind zu

Arbeiten des Verstandes aufgelegt. Es ist schon ein vorläufiges Kennzeichen an Kindern, wenn sie bey allen Kleinigkeiten die Ursachen wissen wollen, woher etwas kömmt. Man kann daraus sicher schlüssen, daß sie mehr zu Werken aufgelegt seyn, zu welchen Verstand, als bloßer Witz und Einfall, erfordert wird. Derjenige, der diese Neigung an sich wahrnimmt, wird wohl thun, wenn er sich auf Mathematik, Philosophie, und was dahin einschlägt, legt, er wird es unstreitig weit darinnen bringen. Hat er einmahl diesen Grund gelegt, so wird er auch in den höhern Wissenschaften einen Grad der Vollkommenheit erlangen. Wer aber nicht aufgelegt ist, einer Sache lange nachzudenken, sie zu zergliedern, und in diesem Geschäfte anzuhalten, sondern nur flüchtig alles betrachtet, wird in dem Gründlichen es nicht weit bringen. Die Weißheit GOttes hat die Menschen um deswillen so verschieden gebildet, daß sie nicht alle auf einen Gegenstand fallen, sondern durch die Verschiedenheit ihres Genie auch das

Glück

Glück der Welt auf verschiedene Art befördern möchten. Unter diesen trift man einige an, die nicht sowohl daran ein Vergnügen haben, die Wahrheiten blos zu erfinden, und im Verstande zu behalten, sondern das Nützliche ins Werk zu setzen. Sie geben solches in der Kindheit durch Nachmachung verschiedener Dinge zu erkennen, durch Schnitzen, Bauen und so ferner. Von diesen läßt es sich gewiß schlüssen, daß sie eine Anlage zu mechanischen Arbeiten und Erfindungen haben, und man hat mehr als ein Exempel, daß dergleichen Personen, wenn sie Gelegenheit erlangt haben, ihren natürlichen Trieb zu vergnügen, in diesem Fache groß geworden sind. Sie sind um so viel schätzbarer, weil ihr Verstand nicht nur Dinge erfindet und überdenket, sondern ihre Hände auch bereit seyn, das Nützliche zu bearbeiten. Man lasse aber einem eine solche Beschäftigung ergreifen, der nicht die natürliche Anlage darzu hat, so wird er weder etwas Neues erfinden, noch das Erfundene verbessern, sondern aufs höchste das

Leichte nachmachen, und Zeitlebens in seinem Fache ein Stümper bleiben.

Ich komme auf die Einbildungskraft, auf das schöpferische Vermögen, das viel Neues hervor bringt, und ohne welches wir keinen großen Poeten, Mahler, Bildhauer und Tonkünstler haben würden. Wir merken an, daß es Menschen giebt, die blos bey dem Gegenstande stehen bleiben, den sie vor sich haben, ohne auf etwas weiter zu fallen, und neue Bilder dabey zu bekommen. Die sich in dieser Verfassung befinden, können sicher schlüssen, daß sie zu Werken des Witzes keine Anlage haben. Andere kommen bey Betrachtung eines Vorwurfs, durch die Aehnlichkeit der Gedanken, auf tausend Vorstellungen und Bilder, ja sie haben rechte Mühe, indem sie einer einzigen Sache allein nachhängen wollen, daß sie nicht durch die mannigfaltigen Bilder gestöret werden. Sie sind reich an Erfindungen, aus einzeln Vorstellungen machen sie ganze Scenen, aus Scenen ganze Handlungen. Wie schöpferisch die Einbil-

dungs-

dungskraft sey, sehen wir, wenn wir die Mythologie lesen, man muß über die Bilder der alten Poeten erstaunen, und kann kaum glauben, daß die Einbildungskraft so reich seyn könne. Hat man nun ein Vergnügen an dergleichen Vorstellungen, oder merkt an sich an, daß man unter dem Lesen und Denken durch solche Bilder gleichsam an der Aufmerksamkeit gestöret wird, so ist es ein Merkmahl, daß man in den Geschäften des Witzes nicht unglücklich seyn werde.

Ich habe oben die Empfindungen hinzu gesetzt. Sie sind ein Beyfall unsers Herzens, eine Uebereinstimmung mit dem Vorwurfe, die sich durch eine innerliche Freude an demselben zu erkennen giebt. Wir werden durch die Sache, die wir vor uns haben, gleichsam hingerissen, wir empfinden das, was der Verfasser unter der Verfertigung empfand. Wer Religion hat, und einen innern Beruf, dieselbe auszubreiten, wird bey Lesung der heiligen Wahrheiten und Ueberdenkung derselben in ein heiliges und stilles

Vergnügen gesetzt werden. Ob nun dieses gleich eine Empfindung ist, die durch eine übernatürliche Kraft gewürket wird, so ist sie doch ein Beweiß, daß derjenige, der diese Empfindungen hat, viel geschickter zur Gottesgelahrheit sey, als ein anderer, der ohne Empfindungen sie blos handwerksmäßig treibt. Unter zehen Personen wird kaum eine einzige seyn, die das wahre Schöne in einer Tragödie empfindet; hergegen werden unter zehen Personen neune seyn, welchen die Comödie gefällt, eine einzige wird erstere der letztern vorziehen; ein Beweiß, daß diese einzige Person viel mehr Empfindungen an dem wahren Schönen hat, als die übrigen neune. Wer den Günther mit mehrerer Empfindung lieset, als den Haller, Hagedorn und Kleist, wird niemahls ein Dichter werden. Wer bey Klopstocks Meßias und der Henriade des Voltaire nichts fühlet, der hat keine Anlage zum Heldengedicht. Wer Gellerts Fabeln zum erstenmahl lieset, und empfindet keinen Trieb, sie noch einmahl zu lesen, der wird in sei-

seinem Leben keine Fabel machen. Wer mehr Empfindung vor Zieglers Asiatische Banise, oder sonst einen schlechten Roman hat, als vor ein Stück aus dem Rollin und Pufendorf, wird es nicht weit in der Geschichte bringen. Wer den Cicero lieset, und über eine Seite müde wird, davor aber unermüdet in den Rhetoricken ist, der lasse es unterwegens, sich auf die Redekunst zu legen. Ich schlüsse daraus, und nicht ohne Ueberzeugung, daß es eine Pflicht vor uns sey, auf unsere Empfindungen Achtung zu geben, und daß wir durch dieses Geschäfte geschickt werden, unser Genie kennen zu lernen.

Diese Empfindungen sind von der Lust zu einer Sache noch unterschieden. Die Lust kann uns betrügen, die Empfindungen niemahls, wenn sie nur durch äußerliche Dinge nicht gehemmt, sondern vielmehr unterstützet werden. Die Lust zu einer Sache ist alsdenn nur ein sicheres Kennzeichen, wenn sie blos natürlich und rein, und nicht vermischt oder unrein ist. Ich brauche hier Wörter,

über die ich mich erklären muß. Ich nenne das eine natürliche und reine Lust, die uns durch keine Vorurtheile und äußerlichen Nutzen zu der Wahl einer Wissenschaft und Kunst antreibt. Das Gegentheil davon heiße ich eine vermischte oder unreine Lust. Unsere Erziehung erweckt in uns vielmahls eine Lust zu einer gewissen Lebensart, weil wir sie stets vor Augen sehen, und uns gewisse in die Augen fallende Vortheile zeiget. Es ist noch kein Beweiß, daß ein Bauernknabe Genie hat, wenn er Lust zum Studiren bezeiget. Er bildet sich ein, daß der Amtmann oder der Geistliche seines Orts mehr Vorzüge und Beqvemlichkeit hat, als sein Vater, und das ist die Lust, die ihn zum Studiren treibt. Wie sehr betrügen sich die Menschen, wenn sie bloß auf die Lust, und nicht auf die Qvellen derselben sehen! Er wäre vielleicht ein guter Bauer oder Handwerksmann worden, und nun ist er ein erbärmlicher Gelehrter. Ein ruhmbegieriges Gemüthe höret große Dichter, Redner und Künstler loben, gleich

empfängt

empfängt es eine Lust zu diesen Wissenschaften, aber sie ist vermischt, und die Qvelle ist nicht rein. Bloß dieser Lust wegen ist ihm nicht zu rathen, sich darauf zu legen. Alsdenn aber ist die Lust ein wahres Kennzeichen, daß wir Genie haben, wenn sie rein ist, durch keine Vortheile von außen erregt wird, bloß von dem Vergnügen und der Empfindung an der Sache selbst herrühret, ein Verlangen zeigt, die äußerlichen Schwierigkeiten zu übersteigen, und unermüdet in der Bearbeitung ist.

Wie wohl würden wir thun, wenn wir diese Untersuchung, ehe wir etwas ergriffen, anstellten, und wie würden wir unsere natürliche Anlage besser zu entwickeln suchen! Statt eines verdorbenen Gelehrten würden wir einen guten Wirthschafter haben, statt eines elenden Poeten einen guten Rechnungsführer. Mancher würde statt des Pinsels eine Flinte, und ein anderer statt der Flinte einen Weberspuhl in die Hand nehmen. Wenn es nach der so verdorbenen Lust gehet, so ist

gegenwärtig das allgemeine Genie, ein Herr zu werden, und mit dem Verstande zu arbeiten, es sey nun so schlecht, als möglich. Wenn es so fortgehen sollte, wird die Welt zu viel Köpfe und zu wenig Hände haben, wie elend wird es dem Magen, und mit ihm dem ganzen Körper gehen!

Alles, was von dem Genie gesagt kann werden, hat keinen Nutzen, wenn es nicht gehörig angelegt und bearbeitet wird. Eine Pflicht, die nicht zu meiner Absicht in diese Abhandlung gehöret, in welcher ich blos von der Art und Weise geredet habe, wie man sein Genie kann kennen lernen.

VII.

Das Natürliche und Unnatürliche in den Sitten.

Curt.

Pauci hujus sententiae fuere: caeteros consuetudo natura potentior vicit.

Es hat nichts eine so große Gewalt über die Herzen, als die Gewohnheit. Was wir von andern sehen und hören, das ahmen wir nach, ohne lange zu untersuchen, ob es dem Menschen überhaupt und uns ins besondere anständig sey. Diese Gewohnheit reisset uns recht hin, zumahl wenn wir von Jugend auf keine andere Lehrmeisterin, als sie, gehabt haben. Je eingeschränkter unsere Denkungsart ist, desto geneigter sind wir, der Gewohnheit zu folgen.

Ich mag unsere Erziehung ansehen, auf welcher Seite ich will, so hat die Gewohnheit den größten Antheil daran. Eltern sind nach derselben gebildet, und geben diese Bil-

dung ihren Kindern wieder, und das gehet zu Enkeln fort, nur mit dem Unterschiede, daß die Reguln derselben bey jedem Alter nach der im Lande herrschenden Mode jedesmahl eingerichtet werden. Ist es ein kriegerisches Weltalter, so will jedermann Soldat seyn. Werden die Wissenschaften geschätzt, so spricht jedermann gelehrt. Kömmt die Mahlerey in Flor, so wird man nicht leicht einen Bedienten finden, der nicht in seinem Zimmer einige Stücke aufstellen sollte. Es ist Mode, das ist der Grund seiner innerlichen Rechtfertigung. Diese Mode entspringt gemeiniglich an den Höfen, und gehet durch Canäle ins ganze Land. Die äußersten Provinzen sind am übelsten daran, und sie verbreitet sich gemeiniglich daselbst alsdenn erst, wenn sie in den Hauptqvellen wieder aufgehöret hat.

Man darf eben nicht alt seyn, so hat man schon verschiedene Perioden und Veränderungen der Gewohnheit abgelebt. Wissenschaften, Künste, Kleider, Anputz, Sprache,

Gang und Mienen, Gärten, Zimmer, Bibliotheken, alles lebt unter dieser Tyranney. Ja der Tod ist selbst nicht davon ausgeschlossen, von dem man glauben sollte, daß er der einzige wäre, der in seiner Unveränderlichkeit eine Ausnahme machte. Gab nicht dieser Umstand vor einiger Zeit einem Hannöverischen Theologen Gelegenheit, eine schöne Abhandlung, die herrschende Mode, großmüthig zu sterben, zu schreiben, und diese Mode zu strafen.

Es ist noch kein halbes Jahrhundert, da niemand vor einen Gelehrten gehalten wurde, der nicht wenigstens ein polemisches Werkgen geschrieben hatte, und die Kunst verstand, seine Gegner recht tüchtig herunter zu reissen. Die Geringern unterhielten sich damit in ihren Gesellschaften und Zusammenkünften. Selbst die Bescheidensten waren nicht allemahl davon frey. Will man sagen, sie hatten es nöthig, es drohete den Lehrern der Kirche mancherley Gefahr; so möchte ich wissen, ob die Gefahr jetzt nicht eben so groß, ja noch

größer, als damahls sey, da wir mit Ungläubigen, Materialisten und Naturalisten auf allen Seiten umgeben seyn. Damahls gab es Menschen, die man zu bestreiten Recht zu haben vermeynte, die zu viel und nicht genau genung glaubten; jetzt giebt es Menschen, die gar nichts glauben. Sondern der wahre Grund ist die Gewohnheit der Zeiten. Es sey ferne von mir, die damahligen würdigen und in der That gründlichen Leute, deren Asche wir verehren, zu tadeln; nur so viel glaube ich zu behaupten, daß auch der Gründliche und Ehrliche von der Gewohnheit seiner Zeit unvermerkt viel annimmt. Der gegenwärtige Periode ist viel gesitteter, man widerlegt einen Irrgeist mit Bescheidenheit, es menget sich nicht die halbe Welt, wie ehemahls, darein, der Gegner schämt sich, und wenn er es auch nicht thut, so wird sein Irrthum, und was er sagte, in kurzem vergessen. Es scheinet, als ob die Welt in allen gesitteter, nur nicht frömmer würde.

Die Philosophie hat auch ihre Perioden. Als Wolf anfieng, sein System in mathematischer Lehrart zu schreiben, so ward diese Methode über alles erhoben; jetzt fängt man wiederum an, periodische Schriften zu schätzen. Die metaphysischen Wahrheiten waren vor nicht allzulanger Zeit die Hauptbeschäftigung der Weltweisen; jetzt denkt kein Mensch mehr an die beste Welt, sondern man nimmt sie, wie sie ist, und sucht die Menschen durch die Moral zu bessern. Als Gellert seine Fabeln heraus gegeben hatte, so fand man fast keine Wochenschrift, wo nicht ein Versuch von einer Fabel darinnen war, und endlich erwuchsen viel Bände. Eine kurze Zeit waren Hirtengedichte beliebt. Sie wurden von den Satyren abgelöset. Hierauf erschienen die Idyllen. Mit einem Worte, auch die Poesie hat ihre Mode und Perioden. Nur die Heldengedichte wollen nicht Mode werden. Dieser Periode wird auch nicht kommen, denn es gehöret zu viel darzu. Unter vielen andern Dichtern bey

den Alten ist auch nur ein Homer und ein Virgil. Diese Mode gehet auch auf die Künste. Was wird jetzt höher geschätzt, als die Mahlerey? an die Kleider-Moden gar nicht zu denken. So viel hiervon.

Da nun die Gewohnheit etwas Allgemeines ist, die menschlichen Gemüther aber und ihr äußerlicher Zustand allenthalben von einander unterschieden sind, so kann es nicht anders kommen, als daß wir in der Nachahmung des Allgemeinen vielmahls unnatürlich werden. Unsere Sitten, der Umgang mit andern wird gezwungen, wir verstellen uns durch eine eingebildete, und in übelverstandene Reguln gebrachte Kunst. Ich mag unsere Stellungen, Höflichkeitserweisungen, Freundschaftsversicherungen, unsern Anzug und Aufzug, mit einem Worte, alles, was das Aeußerliche bey uns ausmacht, ansehen, so wird es, wenn es nach allgemeinen Reguln eingerichtet, und nicht auf unsern besondern Zustand angewendet wird, unnatürlich. Es kömmt uns fremd für, wenn wir in den Zei-

tun-

tungen einen Titul und Anrede eines morgenländischen Königs lesen; wer weiß, ob unsere Gewohnheiten vielmahls nicht eben so unnatürlich sind, als jene, und wir bemerken es nicht.

Die Sitten sind alsdenn natürlich, wenn sie den Menschen nicht verunstalten, und aus seiner Natur erkläret werden können, wenn sie mit seinen Eigenschaften übereinstimmen, und denselben nicht zuwider laufen. Die Wahrheit ist etwas, das dem Ansehen des Menschen wohl anstehet, die Höflichkeit läßt sich nach seinen Eigenschaften erklären. Die Sitten sollen ihm recht angemessen seyn, das Uebertriebene ist lächerlich. Das Alter, in welchem wir stehen, der Stand, in welchem wir leben, die Menschen, mit denen wir zu thun haben, alles fordert eine Beurtheilung, es muß ein Verhältniß zwischen diesen Dingen und uns selbst seyn.

Ich habe angemerkt, daß man in einen großen Fehler, in Beurtheilung des Natürlichen und Unnatürlichen, fallen kann, wenn

man die Sitten nicht nach ihrem wahren Endzwecke und nach denen einmahl angenommenen Gesetzen des Wohlstandes beurtheilet. Wir halten alsdenn theils alles Ueberflüßige, theils alles Zierliche und Anständige vor unnatürlich, und es ist es doch in der That nicht. Philosophen von dieser Art schränken sich wie Diogenes in einen allzuengen Zirkel ein, und verfallen ins Unnatürliche, indem sie das Schöne und Reizende vor unnöthig und überflüßig halten. Die Natur erfordert vor unsern Leib eine Decke, sie sey nun so schlecht, als sie wolle, wenn nur die Bedeckung, der Endzweck erlangt wird. Wollten wir es vor unnatürlich halten, so viel Zeug an unserm Leibe zu tragen, daran ein Theil die Bedeckung nicht befördert, so würden wir wider den Wohlstand handeln. Mein Kleid zuzuknöpfen, brauche ich kaum zwölf Stück Knöpfe, und habe deren wohl dreymahl so viel. Ich würde aber unrecht thun, wenn ich alles Ueberflüßige vor unnatürlich halten, und meinen Landsleuten zum Gelächter wer-

den wollte. Es ist dem Ansehen nach unnatürlich, wenn zwey alte Senftenträger, die beyde zusammen hundert Jahr alt seyn, einem jungen gesunden Herrn von zwanzig Jahren das Gehen ersparen, da es natürlicher wäre, zwey junge Herren von zwanzig Jahren trügen einen alten armen Mann, der sie jetzt trägt. Allein, die Einrichtung, die Absichten, der Wille in Erwählung der Lebensart, die Bestimmung, mit einem Worte, die Sitten und der Wohlstand zeigen uns, daß dieses nichts Unnatürliches an sich habe. Es ist andem, nach der Bedeutung des Worts, womit die Alten ihre Lehrer und Richter belegten, sollten die Aeltesten in einer Republiqve blos diese Stellen verwalten; allein, die Erziehung, Wissenschaften, Lebensart und Einrichtung machen hier eine Veränderung. Ich glaube aber, daß man unrecht thue, wenn man blos den Umstand der Jugend zum Vorwurfe der Satyre macht. Man muß die Sitten nach ihrem wahren Endzwecke beurtheilen, so wird man sich nicht so leicht betrügen.

Meine

Meine Absicht ist nicht hier, die Sitten in ihrem allgemeinen Umfange zu beurtheilen, sondern nur einige Hauptsachen zu berühren, in welchen wir unnatürlich handeln. Darunter rechne ich die Verstellung. Wir werden niemahls unnatürlicher, als in dieser Handlung. Es kann die Verstellung unmöglich so hoch getrieben werden, und sich jemand zu aller Zeit und an allen Orten, auch bey jedem Vorfalle in derselben, so gleich bleiben, daß er nicht sollte aufgedeckt werden können. Das Sündliche darinnen will ich nicht einmahl bemerken, nur von dem Unnatürlichen rede ich. Und ist die Verstellung nicht gleichsam zu einer Wissenschaft und besondern Kunst geworden? Wenn unangenehme Vorfälle in meiner Seele einen traurigen, und erfreuliche einen frölichen Eindruck machen, so kann nichts unnatürlicher seyn, als wenn ich andere bereden will, das Traurige sey mir angenehm, und das Erfreuliche zuwider. Will ich dadurch meine Absichten verbergen, so betrüge ich mich, wenn ich mir ein=

einbilde, andere zu bereden, ich sey von ganz anderer Natur, als der übrige Haufen der Menschen, und habe die Selbstverläugnung bis zur gänzlichen Veränderung getrieben.

Es regieret uns alle natürlicher Weise ein gewisser Trieb zur Ehre, der, wenn er in seinen Gränzen bleibt, das Vollkommene des Menschen bewirket, und das wahre Gute in der Welt stiftet. Ueber Dinge eine Freude bezeigen, die wider unsere Ehre laufen, heißt meines Erachtens unnatürlich werden, und andere solches bereden wollen, heißt die Verstellung bis zum Lachen treiben. Der Vernünftige hasset denjenigen nicht, der zufälliger Weise eine Hinderniß seines Glücks wird; aber, wenn er ihm sagt, daß er ihm davor verbunden sey, das ist wohl unnatürlich. Ich geschweige, wenn er vollends mit einem offenbaren und boshaften Feinde zu thun hat. Unsere Höflichkeit ist fast gar zu übertrieben. Ich wundere mich, warum unsere Sitten noch nicht so hoch gestiegen seyn, daß wir den Dieb, der uns des Nachts bestohlen hat, nicht

am Morgen rufen lassen, und ihm sagen: Mein Herr! ich bin ihnen höchlich verbunden, daß sie sich haben die gütige Mühe gegeben, und mich in der vergangenen Nacht eines Theils derjenigen Effekten überheben wollen, die mir zur Last waren. Ihre Höflichkeit ist so weit gegangen, daß sie mich nicht einmahl dabey im Schlafe gestöhret haben. So lächerlich als dieses klingt, so gewiß werden täglich dergleichen ähnliche Complimente gemacht, um den andern zu bereden, daß wir über das uns zugefügte Unrecht nicht empfindlich seyn, ob wir gleich zu gleicher Zeit auf das Gegentheil, die Rache, denken, und sie eben so geschickt verbergen wollen. Gewiß, unser Feind muß die Natur des Menschen gar nicht kennen, wenn er es glaubt, was wir ihm vorsagen. Wer vernünftig und billig denkt, wird niemand mit Fleiß beleidigen; wenn er ihn aber beleidiget, so wird er ihm wenigstens das traurige Recht lassen, die Beleidigung als Beleidigung zu empfinden. Wir wollen allen Dingen durch unsere

sere Verstellung einen andern Anstrich geben, und werden dadurch unnatürlich. Ich habe vielmahls nachgedacht, ob ein Mensch durch Verstellung mehr gewinne, als durch Aufrichtigkeit, die seiner Natur gemäß, und ihn Ehre macht, und finde in der That, daß unsere Handlungen angenehmer, und von mehrerer Würkung seyn, wenn sie nicht in einem geborgten Kleide erscheinen, das noch darzu nicht auf den Leib passet. In Kleinigkeiten und nichts bedeutenden Sachen zeiget sich die Verstellung vollends auf ihrer unnatürlichsten und lächerlichsten Seite.

Die Umstände eines Menschen sind nicht allemahl gleich; wenigstens findet sich ein großer Unterschied der Personen und Zeit, in welcher und mit welchen wir zu thun haben. Wir fallen also in das Unnatürliche, wenn wir hier keinen Unterschied zu machen wissen. Es ist sehr lächerlich, wenn ein Mensch, der im Unglück ist, eine hohe Sprache führt, und noch lächerlicher ist es, wenn es gegen Menschen geschiehet, die Schiedsrichter von seiner

Bestimmung seyn, oder wahrscheinlich werden können. Eben so etwas Abgeschmacktes merken wir an, wenn wir Menschen, welche die Natur und ihr Zustand herunter setzt, groß sprechen hören, zumahl in Gegenwart und in Ansehung derer, von welchen ihr Schicksal abhängt. Ich werde viel Mühe haben, wenn mir die Armuth aus Augen und Aufzug siehet, Reichere zu bereden, daß ich ihnen gleich bin, oder sie gar übersehen kann. Es giebt Menschen, die uns gleich zuwider seyn, wenn wir sie sehen, und noch mehr, wenn wir mit ihnen sprechen. Wenn wir ihre Aufführung untersuchen, so finden wir nichts Strafbares an ihnen, vielmehr vielmahls mancherley Vorzügliches, und doch gefallen sie nicht, und was noch mehr, dem größten Theile gesitteter Menschen nicht. Die wahre Ursache muß also darinnen liegen, daß sie etwas angenommen haben, welches mit ihrer natürlichen Anlage und ihren Umständen nicht übereinstimmt. Auf der andern Seite treffen wir Personen an, die uns

gleich=

gleichsam zu ihren Absichten hinreissen, ob wir gleich dieses oder jenes Tadelnswürdige an ihnen wahrnehmen. Ich kann diesen Umstand fast nicht besser auflösen, als wenn ich sage, sie haben etwas an sich, welches macht, daß ihnen alles natürlich läßt. Doch rede ich hier nur von dem vernünftigen Theile der Menschen, denn außerdem findet immer jeder Thor wieder einen seines gleichen, dem er wohlgefällt.

Höflichkeiten und deren Erweisungen sind gleichsam das Gewürze in dem menschlichen Umgange. Wir würzen manchmahl so stark, daß man das Wesentliche nicht mehr schmecket. Wir überhäufen Freund und Feind damit, daß er darunter ersticken möchte, und werden in diesem Geschäfte unnatürlich. Das Lächerliche fällt recht in die Augen, wenn zwey Personen zusammen kommen, die sich erstlich viel Schönes vorsagen, und auf einmahl tausend unhöfliche Vorwürfe machen. Wie ungleich ist sich nicht der Mensch! wie viel Widersprechendes ist in

ihm! Ich will der alten deutschen Redlichkeit oder Grobheit nicht das Wort reden; ich sehe aber doch ein, daß es möglich sey, höflich zu seyn, ohne in das zur Mode gewordene Ausschweifende zu fallen. Wie kurz und angenehm, freundlich und ernsthaft drücken sich nicht die Römer aus, wenn sie sich etwas Verbindliches sagen wollen? Man lese einen verbindlichen Brief des Cicero, und übersetze einen gewöhnlichen deutschen ins Lateinische, was vor einen Unterschied wird man dabey gewahr werden? wie kurz und schön drückt jener das aus, was dieser matt und weitläuftig sagt? Ich behaupte hierbey zugleich so viel, daß wir um so viel natürlicher handeln, je mehr wir uns der Kürze auch in unserm Umgange mit andern befleißigen. Wenn wir die Zeit, die wir darauf wenden, etwas mit andern abzuhandeln, zusammen rechnen, so wird das meiste auf das sogenannte Ceremoniel gehen, das vielmahls um so viel mehr unnatürlich ist, je mehr es mit unserer Person, oder mit der Sache, die wir

abhandeln, nicht übereinstimmt. Wenn Seneka glaubt, daß die Zeit zu kurz sey, wenn man sie auch blos auf das Nothwendigste anwendet; wie viel Zeit verschwendet die Gewohnheit auf überflüßige und verdrüßliche Dinge, die, wenn sie gesagt, auch vorbey, und zugleich vergessen seyn?

Wenn unser Umgang mit andern natürlich seyn soll, so werden wir selbst die Kräfte unseres Leibes und seine Beschaffenheit wohl erwägen und zu Rathe ziehen. GOtt und die Natur haben gleichsam eine Ueberschrift auf jedes seinen Körper gemacht, welche zeiget, zu was er geschickt und ungeschickt sey. Ein wohlgebaueter, starker und gesetzter Leib hat einen großen natürlichen Vorzug in dem Umgange mit andern. Die Natur zwingt uns gleichsam bey dem ersten Anblick desselben zu einer gewissen Ehrfurcht, die nicht eher unterbrochen wird, als bis seine Worte und Handlungen eine kleine Seele verrathen. So lange er schweigt, so lange hat er etwas voraus, sein Inneres sey beschaffen, wie es

wolle. Ein weniger ansehnlicher muß schon mehr Geist verrathen, wenn er eine gleiche Ehrfurcht erwerben will. So wie das Kleid dem Leibe ein Ansehen giebt, so ist der Leib das Kleid der Seele. Der Natur werden wir also gemäß handeln, wenn wir unsere Handlungen gleichsam nach dem Maaße unsers Leibes zuschneiden. Zum Ernst, zum Befehlen ist ein ansehnlicher Mann von Natur geschickt, er braucht weniger Nachdruck, als ein anderer, zumahl wenn er mit Menschen zu thun hat, die blos mechanisch handeln. Ein kleiner Körper ist aber wiederum von Natur geschickter, durch Höflichkeit und Verstand andere zu seinen Absichten zu ziehen. Wider diese Anmerkung wird gar oft in dem menschlichen Umgange verstossen, und es fließet daraus etwas Widerwärtiges.

Zu dem Aeußerlichen eines vollkommenen Menschen gehöret, daß bey ihm alles vollkommen übereinstimme, und also gehet die Betrachtung des Natürlichen und Unnatürlichen auch auf die Kleidung, Haußgeräthe, und

und, mit einem Worte, auf seinen ganzen Aufzug. Kleider, die eigentlich die Decke unserer Blöße sind, können die Blöße unserer Seele verrathen, wenn sie nach Beschaffenheit unsers Zustandes nicht wohl gewählet werden. Die Mode giebt sich recht viel Mühe, die Menschen unnatürlich vorzustellen, und scheinet der Natur überdrüßig zu seyn. Kleider sind alsdenn unnatürlich, wenn sie den Endzweck der Bedeckung nicht erreichen, oder diesen Endzweck übersteigen, unsere Stellung verstellen, und wenn der Aufwand nicht nach dem Maaße unsers Vermögens und Standes eingerichtet ist. Es ist in der That lächerlich, wenn ein Mensch auf einmahl so viel Kleider am Werthe an seinem Leibe trägt, daß seine halbjährige Einnahme nicht zureicht, sie zu bestreiten. Wir Deutschen sind der Nachahmung und Veränderung nur allzusehr ergeben, daß es wohl ein Band in Folio werden möchte, wenn sich jemand die Mühe geben, und eine Geschichte der Moden, nur von einem halben Jahrhunderte, an das Licht stel-

stellen wollte. Unterdessen würde ein Mensch auch darinnen unnatürlich handeln, wenn er ganz und gar von der allgemeinsten Mode abgehen wollte. Eine gute Unterscheidungskunst thut den Ausspruch, was wahrhaftig natürlich, erbar und anständig sey. Man höret so oft über die jetzigen Zeiten klagen; um die Wahrheit zu sagen, so leben wir gewiß in einem aufgeklärtern Alter, worinnen die Welt das Wahre von dem Scheinbaren zu unterscheiden weiß, und in einer außerordentlichen Tracht nichts Besonders sucht. Der Philosoph bleibt jetzt Philosoph, wenn er sich gleich wie andere Leute trägt, wie andere spricht, und so gesittet, wie andere ist. Es sucht niemand in dem Charakter des Diogenes weiter etwas Großes. Ein Vorgesetzter glaubt nicht mehr, daß es wider die Natur seines Amts und wider seinen Respekt sey, wenn er höflich und freundlich mit seinen Untergebenen umgehet. Im dreyßigjährigen Kriege glaubte kein General oder Obrister, daß er General und berühmt seyn könne, wenn

er

er nicht in Kleidung, Gewohnheiten, Reden, Befehlen, und in seinen Sitten ganz unnatürlich, und anders, wie andere Menschen, handelte. Wir haben jetzt größere Kriege, mehr Schlachten, mehr Belagerungen, mehr Helden, und weniger Historietten, aber größere Thaten von ihnen.

Was ich von den Kleidern gesagt habe, gehet auch auf den übrigen Aufzug. Wer gut denkt, wird, wenn er nicht zuweilen übereilet wird, allzeit eine gute Wahl anstellen, in seinem Wesen ein Gleichgewicht erhalten, und zu erkennen geben, daß er ein Mensch sey, der seine Würde kennt, und die Sprache der Natur nicht verachtet.

Es ist nichts lächerlicher, als wenn ein Mensch etwas an sich nimmt, das ihm nicht natürlich ist. Er wird dadurch andern recht zum Eckel. Der Gang, die Sprache, das Lachen, die Mienen und Geberden verrathen allemahl eine kleine Seele, wenn sie uns nicht eigen sind, sondern aus der Nachahmung ihren Ursprung haben. Die Natur bildet jeden

den Menschen nach ihren Absichten und nach seiner Bestimmung. Wenn er dieses Natürliche auszubilden sucht, so erlangt er eine gewisse Vollkommenheit; will er aber etwas Fremdes annehmen, und schämet sich des Eigenthümlichen, so rächet sich die Natur, und er verfällt ins Widersprechende und Lächerliche. Eine starke und gesetzte Sprache giebt demjenigen ein Ansehen, dem sie die Natur verliehen hat; diese Sprache aber nachzumachen, wenn die Anlage darzu fehlet, ist keinem zu rathen, weil jedermann, der ihn höret, gleich etwas Widriges an ihm bemerket. Ich weiß wohl, was man von dem Demosthenes sagt, daß er durch Uebung seine ganze natürliche Anlage geändert habe; aber wie viel Demosthenes giebt es, die in der Uebung so anhaltend, und in der Verbesserung so glücklich sind? Es ist unstreitig sicherer, der Natur zu Hülfe zu kommen, als die Natur auszurotten. Die Natur ist ja so freygebig mit den Thieren umgegangen, und hat jedem nach seiner Art einen Vorzug gegeben, sollte sie

denn allein mit dem Menschen so karg umgegangen seyn? Der Schlag eines Finken ist angenehm, so lange er natürlich ist; so bald man ihn aber in ein Zimmer hängt, wo Canarienvögel sind, so nimmt er ihren Schlag an, und singt schlecht als Canarienvogel, und schlägt schlecht als Finke. Das Beyspiel der Thiere sollte uns lehren, wie wir alles Gute an uns verlieren, so bald wir etwas Fremdes annehmen. Es stehet uns solches eben so gut an, als wenn das Weib des politischen Kannengiessers bey dem Holberg die Dame macht.

Man kann bey der Erziehung der Kinder keinen größern Fehler begehen, als eben diesen, wenn man sie nach allgemeinen Reguln bilden und artig machen will, ohne auf ihre natürliche Anlage zu sehen. Man hält da vielmahls etwas vor fehlerhaft, was gerade etwas zur Vollkommenheit beyträgt, wenn es ausgebessert, und nicht ganz ausgerottet wird. Man sondert von dem Anständigen einzelner Personen allgemeine Reguln ab, die

übel

übel verstanden, und noch übler angewendet werden. Selbst kleine Fehler der Natur verunstalten uns zuweilen nicht. Das Schnarren und Lispeln mit der Zunge läßt gewissen Personen, denen es natürlich ist, gar nicht übel; aber höchstunnatürlich würde es lassen, wenn man es aus dieser Ursache nachmachen wollte. Die Natur rächet sich dadurch, daß sie immer wieder zum Vorschein kömmt, und der Kunst einen Streich versetzet.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

TERENT.

VIII. Die

VIII.

Die Ursachen des Natürlichen und Unnatürlichen in der menschlichen Denkungsart, Reden und Handlungen.

Horat.

Ille sinistrorsum, hic dextrorsum abit: vnus vtrique
Error; sed variis illudit partibus.

Jeder Mensch hat eine Begierde nach dem Vollkommenen, und sucht es zu erreichen. Ist er so glücklich, das wahre Schöne kennen zu lernen, so kann sein Trieb befriediget werden. Mangelt ihm aber diese Kenntniß, so wird er ins Unnatürliche fallen, und das vor schön halten, was es würklich nicht ist, und also etwas bearbeiten, welches besser wäre, er hätte keine Mühe daran gewendet. Wir halten Fehler vor schön, und wenden Fleiß darauf, in dieselben zu verfallen; ja wir wünschen uns selbst Glück,

wenn

wenn wir das Fehlerhafte erreicht haben. Also ist ein falscher Begrif von dem Schönen die erste Ursache, warum wir unnatürlich denken, reden und handeln.

Es kann nur dasjenige schön seyn, was mit der Natur übereinstimmt, und je näher es derselben kömmt. Zur Beurtheilung desselben gehören aber mehr Empfindungen, als Reguln. Je mehr die Copie eines Mahlers dem Original gleicht, je schöner ist sein Gemähldе. Je mehr eine Rede eingerichtet ist, die Absicht zu erreichen, je vollkommener ist sie. Ein Gedicht hat gleiche Aussichten. Eben so ist es mit unsern Handlungen. Der Begrif des wahren Schönen ist also die Grundlage zu dem, was natürlich seyn soll. Daß hierzu eigenes Nachdenken erfordert werde, fließt aus der Sache selbst, und die bloße Nachahmung verhindert das Natürliche, wenn das eigene Nachdenken fehlet. Es ist also auch die bloße Nachahmung ohne eigenes Denken vielmahls eine Ursache des Unnatürlichen. Man kann zwar nicht läugnen,

daß wir Nachahmungen haben, die ihr Original übertreffen. Der Fall ist aber selten, und ein Beweiß von dem großen Genie desjenigen, der nachahmt.

Zum Beweise halte man den neunten Brief im ersten Theile des Despreaux, den der Verfasser an seinen Gärtner gerichtet hat, gegen den Brief, den in einem neuern Dichter ein König an seinen Sekretair stellt, und welcher unstreitig der beste, was das Sittliche anlangt, in der ganzen Sammlung ist, so wird man sehen, daß die Copie das Original weit übertrift. Es ist einerley Plan, dort zeigt Despreaux, daß sein Gärtner glücklicher als er sey; hier zeigt ein König, daß sein Geheimschreiber glücklicher als er leben könne; jener erklärt den Verdruß eines Hofpoeten; dieser die Regierungs-Bürde eines Monarchen, nur ist der Gegenstand in dem letztern erhabener, die Gedanken und ihre Entwickelung edler. Es folgt also nicht, daß eben jede Nachahmung schlechter, als das Original sey, vielmehr ist es möglich, daß es dasselbe über-

übertreffen kann. Allein nur selten. Es gehöret ein großer Geist darzu. Es ist hiernächst ein großer Unterschied, in der Art und Weise nachzuahmen. Es wird voraus gesetzt, daß ein solcher, der nachahmt, selbst die Anlage habe, ein Original zu seyn, das wahre Schöne kenne, und die Fehler des Originals zu verbessern im Stande sey. Eine bloße blinde Nachahmung wird allemahl etwas Unnatürliches verrathen, sie bestehe nun in Handlungen, oder im Denken und Schreiben. Denn es kann etwas an einem andern schön seyn, und es verliert bey mir, wenn ich es annehme und nachmache. Wer ja nachahmen will, der muß seinen Vorwurf und sich selbst wohl prüfen, und den Unterschied in der natürlichen Anlage von beyden bemerken. Wie viel Hirtengedichte sind dadurch nicht eckelhaft worden, wenn Virgil so oft copiret, und selten recht getroffen wurde.

Eine Ursache der natürlichen und unnatürlichen Denkungsart ist der Trieb, etwas Besonders zu haben, oder zu denken. Es ist ein

ein gewisser übelverstandener Ehrgeitz in uns, der uns von dem Gemeinen abziehet, und in den Fehler stürzet, gar zu wenig gleiches mit andern, und unserer Natur selbst zu haben. Was allzu schön und außerordentlich seyn soll, wird gemeiniglich schlecht. In der Art zu denken und zu schreiben fallen wir alsdenn gemeiniglich in das Spielende; unser Witz will sich gleichsam selbst übertreffen; wir verlieren unsern Vorwurf, und fangen an, dadurch uns selbst zu verlieren. Daß ein Redner schwülstige und nichts bedeutende Redensarten häuft, daß eine Künsteley in seiner ganzen Rede herrscht, daran ist seine Begierde schuld, dem ganzen Hörsaale zu gefallen. Daß ein Dichter Wörter schaft und Gedanken verbindet, die, wenn man sie auflöset, in ein leeres Nichts zerfallen; daß er Blumen mit Blumen häuft, und endlich unverständlich wird, daran ist vielmahls, das Verlangen zu gefallen, Ursache. Daß mancher in seinen Sitten etwas Besonders affektiret, eine besondere Sprache, Gang,

Kleidung und Geberden annimmt, daran ist nicht die Ursache, daß er die Absicht hat, lächerlich zu werden, sondern er will gefallen, und mehr als andere gefallen. Man soll sich erhabene Einbildungen von ihm machen, er will Geschmack haben. Viel natürlicher ist es, wenn jemand gefällt, ohne gefallen zu wollen, wenn er seine natürliche Anlage also entwickelt, wie es dem Menschen überhaupt, und ihm ins besondere anständig ist. Wir lesen zuweilen Dichter, ihre Werke scheinen ihnen gar keine Mühe zu machen, es ist, als ob sie nichts des Beyfalls wegen schrieben, sondern die Natur ganz allein reden liessen, und eben dadurch gefallen sie.

Es ist ein gewisser Zeitpunkt, in welchem ein Mensch etwas zu leisten geschickt ist. Es setzt ihm die Natur selbst gewisse Gränzen, und wenn er diese Gränzen kennt, und sich ihnen zu rechter Zeit nähert, auch über dieselben nicht hinaus schreitet, so wird das, was er thut, natürlich seyn. Die Jugend

ist zu Werken und Beschäftigungen des Gedächtnisses geschickt. Zwischen ihr und dem männlichen Alter ist ein kurzer Periode, in welchem die Werke des Witzes am glücklichsten von statten gehen. Das männliche Alter schaft Werke des Verstandes und der Scharfsinnigkeit. Das höhere Alter befiehlt aufzuhören, und erinnert uns an die Vergänglichkeit der menschlichen Kräfte. Daß viel unnatürlich werden, daran ist die vernachläßigte Berechnung ihrer Zeit schuld. Ein Mahler höret auf zu mahlen, wenn ihn das Gesichte verläßt. Der Dichter singt nicht mehr, wenn das Alter ihn heisch machet. Der Schriftsteller höret auf zu schreiben, wenn er matt wird. Es sind selbst nicht alle Stunden gleich, und ein Kluger weiß sie wohl zu unterscheiden. Gar selten bleibt der Geist in gleicher Stärke. Das ist ein Vortheil der größten Geister gewesen, den sie mehr als einmahl bemerkt haben.

Daß man ohne Lesung guter Schriften und Muster, und ohne Absonderung des

Schönen, das wir in ihnen gewahr werden, einen Grad der Geschicklichkeit erlangen kann, ist eben so wenig möglich, als es möglich ist, daß ein Acker, der nicht besäet und bearbeitet wird, Früchte tragen kann. Es ist also das Lesen ein nöthiges Geschäfte. Wir haben alte und neuere Schriftsteller. Manche ziehen jene diesen, und diese jenen vor. Beyde irren, wenn sie einen allzublinden einseitigen Eyfer haben, das ist, wenn sie entweder vor die Alten oder vor die Neuern zu sehr eingenommen sind. Beyde haben ihr vorzügliches Schönes. Sie müssen aber auch beyde verbunden werden. Dieser Eyfer vor eine Seite ist auch eine Ursache der unnatürlichen Denkungsart. Es giebt Dichter und Redner, denen nichts gefällt, was sie nicht in einem Alten gelesen haben, und ihre Art zu denken wird dadurch einigermaaßen unbiegsam. Andere wählen blos die Neuren zu ihrem Muster, und sie verirren sich dadurch von dem Gründlichen. Der Kluge, dessen Geschäfte es zulassen, verbindet

det beyde. Er gehet in diesem reichen Bildersaale herum; er bemerket das Schöne an allen; er vergleicht es; er sucht es anzuwenden; er siehet, wie dieser oder jener der Natur am nächsten kömmt, und sucht sich in eine ähnliche Denkungsart zu setzen.

Dis sind die Hauptursachen der natürlichen und unnatürlichen Denkungsart, Reden und Handlungen. Wir könnten noch mehrere hinzu setzen, die aber endlich alle da hinein schlagen, und welche wir der Kürze wegen übergehen. Hieraus können wir nun leichtlich Reguln absondern, nach welchen wir natürlich reden, denken und handeln können, welche ohngefähr diese sind: Lernet das wahre Schöne kennen. Betrachtet die Muster, die einen allgemeinen Beyfall haben. Untersuchet das Natürliche an denselben. Verlasset euch nicht auf die Critiken anderer, die vielmahls partheyisch sind, sondern ziehet sie nur zu Rathe, und erwählet das Beste. Was euch selbst nicht gefällt, wird andern auch nicht gefallen. Es ist aber noch die

Frage, ob das andern gefällt, was euch gefällt. Denket demjenigen, was ihr leset, nach. Gewöhnet euch, selbst über die Handlungen anderer Betrachtungen anzustellen, doch nicht aus der Absicht, um sie zu tadeln, sondern euch zu bessern. Ahmet nichts nach, was ihr nicht vorher überlegt habt, ob es euch anständig sey. Das Besondere und Uebertriebene vermeidet. Ein allzukünstlicher Putz verstellt Personen, Gedanken, Schriften und Reden. Vernachläßigt den Zeitpunkt nicht, in welchem ihr zu etwas geschickt seyd. Zwingt aber die Natur nicht, wenn sie aufhören will. Leset die Alten, ohne die Neuern zu verachten. Besonders ziehet das Nothwendige dem Nützlichen, und beydes dem Angenehmen vor. Wo es möglich ist, so suchet alles mit einander zu verbinden. Wenn ihr diese Reguln beobachtet, so werdet ihr besondere Vortheile haben. Es wird euch alles leicht werden. Ihr werdet nicht die halbe Mühe nöthig haben. Eure Sitten werden

den ungezwungen seyn, euer Umgang mit andern redlicher und angenehmer. Habt euren Schöpfer, der eure Natur bildete, stets vor Augen. Folgt ihr eurer natürlichen Anlage, so folgt ihr seinen Absichten bey eurer Bildung. Nur vermenget die natürliche Anlage und Geschicklichkeit nicht mit der sündlichen Natur, die in Dingen zur Seligkeit falsch denkt, unrecht schlüßt, unheilig handelt. Der zu folgen, rathe ich euch nicht, sondern vielmehr, den alten Menschen aus- und den neuen anzuziehen. Leget euer Talent zur Ehre des Schöpfers und zum Dienste des Nächsten an. GOtt schuf nichts umsonst. Hüthet euch, über eure natürlichen Vorzüge stolz zu werden. Sie gehören in die Classe der leiblichen Güther. Sie können so leicht, als jene, unrecht gebraucht, und wieder verlohren werden. Was hast du, o Mensch! das du nicht empfangen hast? so du es aber empfangen hast, was rühmest du dich denn? Der Widerspruch in dem Menschen ist, wenn er wider diese Re-

guln

guln handelt. Er arbeitet wider sich selbst, er macht sich alles schwer, und gelangt nimmermehr zu seinem Zwecke, der darinnen bestehet, so viel Gutes zu thun, als in dem kurzen Zeitpunkte möglich ist.

Le naturel toûjours sort, & sait se montrer.
Vainement on l'arrete, on le force à rentrer.
Il rompt tout, perce tout, & trouve enfin passage.

BOILEAU.

ENDE.

XX V.84
V.88

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gensike, Johann Friedrich

Gedanken über das Natürliche ...

Dresden 1765

L.eleg.g. 169
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573908-8
VD18 14463830-001